XIV. Jahrg. Berlin, den 28. Oktober 1905. Nr. 4.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Seite

Personalia 121
Militärische Ehrengerichte. Vom Grafen Ernst zu Reventlow 130
Kritisches Denken. Von Houston Stewart Chamberlain 141
Selbstanzeigen. Von Liman, Grete Meisel-Heß, Wassermann 146
Das Götterbild. Von Franz Servaes 148
G. m. b. H. Von Ladon 151

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
Friedrichstraße 10.
1905.

Hôtel Nürnberger Hof Tucherhaus

Friedrichstrasse 180. Ecke Taubenstrasse

Wein-Restaurant Déjeuner à M. 2,—. Diners, Soupers von M. 3,— an, sowie à la carte

Bier-Restaurant Ausschank der Freih. v. Tucher'schen Brauerei A.-G. Nürnberg. Hell u. dunkel

Beste Küche bei mässigen Preisen. *Fritz Otto.*

Brockhaus

Konversations-Lexikon, neueste Auflage, komplett, 17 Bände, liefern unter **günstigsten Bedingungen** Bial & Freund, Breslau II und Wien XIII. Reichillustrierter Luxusprospekt No. 416 L gratis und frei. Vertreter gesucht.

Das Schmerzloseste Zahnziehen ohne Narkose

ist **unstreitig** die von mir **seit Jahren** in vielen tausend Fällen mit bestem Erfolge und zur grössten Zufriedenheit meiner Patienten angewandte **eigene**

Infiltrations-Methode.

Bestempfohlen von Aerzten und höchsten Patienten.

Sorgfältige Erhaltung der Naturzähne
Zähne ohne Platte .·. .·. Porzellan-Plomben

Linde, jetzt: Behren-Strasse 20 vis-à-vis Metropol-Theater.

THIÉRY & SIGRAND

BERLIN W. 8,

Friedrichstr. 179 * Ecke Taubenstr.

Herren-Moden und Ausstattungen

fertig u. nach Maass * Eleganteste Ausführung

Letzte Neuheiten * Solide und feste Preise :::

FERNSPRECHER: Amt I, No. 7860.

23 FILIALEN

FERNSPRECHER: Amt I, No. 7860.

On parle français * English spoken * Si parla italiano

Говорятъ по русски

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Friedrichstrasse 10 sowie durch sämmtliche Annoncen-Expeditionen.

Die Zukunft.

Berlin, den 28. Oktober 1905.

Personalia.

Revirement im diplomatischen Reichsdienst. Dem Grafen Alvensleben ist der erbetene Abschied bewilligt worden; „in Gnaden“ natürlich: der Schwarze Adler, der jetzt auf keinem Mandarinensarg fehlen darf, ist auch diesmal nicht ausgeblieben. Fühlbar war die Gnade seit dem Februar 1904 nicht mehr. Schon damals wußte der Botschafter, daß die Friedensglocken ihm die Sterbestunde einläuten würden. Er hatte nach Berlin berichtet, der Friede sei gesichert. Das ward sein Verderben; noch in den Nekrologen wird die Rüge ihm nicht erspart. Konnte er aber anders berichten? Kein Diplomat ist verpflichtet, von den Absichten der Regirung, bei der er beglaubigt ist, mehr zu wissen, als sie selbst davon weiß. Graf Lamsdorff sagte: An Krieg ist nicht zu denken. Nikolai Alexandrowitsch betheuerte vor den Ohren des diplomatischen Corps, er werde um jeden Preis den Frieden erhalten. Und Alvensleben, der deutlich sah, daß Rußland für den Krieg nicht gerüstet war, mußte diesen Versicherungen glauben. Die Berliner hatten von der falschen Seite Auskunft verlangt. Graf Arco in Tokio mußte ihnen melden, daß der Krieg unvermeidlich sei; die Thatsache, daß auch Baron Rosen, Rußlands Vertreter beim Mikado, sich durch die unübertreffbare Trugkunst der Japaner täuschen ließ, entschuldigt den Bayern nicht. Auch nicht den Grafen Wolff-Metternich zur Gracht. In London wußte jeder Broker Bescheid. Die Kohlenkäufe und Proviantbestellungen der japanischen Behörden waren nicht zu verbergen; und die City rechnete seit Neujahr mit der Gewißheit eines Krieges. Weil der Freiherr von Eckhardtstein, als Maples Schwiegersohn, mit Cityleuten verkehrt, erfuhr er die Wahrheit. Fand in Berlin aber keinen Glauben, trotzdem er den Alarmruf laut wiederholte. „Unsinn: Alvensleben müßte es doch wissen.“

Nur die ahnungloſen Engel der Wilhelmſtraße konnten ſo denken. Die hielten ſich ſtramm an ihre petersburger Informationen und ſchläferten auch das preußiſche Miniſterium ein. Der Finanzminiſter erklärte, als er das Preußenkonſortium mit einer neuen Anleihe belud, optima fide, eine Kriegsgefahr ſei nicht zu fürchten. Dann kam der Torpedoangriff im Hafen von Port Arthur und der japaniſche Börſenſchrecken. In wenigen Tagen wurden Billionen verloren. Die Panik war grundlos; der Rückblick lehrt ja, daß der Aſiatenkrieg den Geſchäftsgang nicht gehemmt, ſondern ſogar gefördert hat. Das deutſche Nationalvermögen iſt aber gemindert worden, weil die Grafen Arco und Wolff-Metternich nicht wachſam waren. Dennoch bleiben ſie behaglich auf ihren Plätzen; den für die Weltpolitik heute ſo ziemlich wichtigſten. In Tokio müßte ein Induſtriekenner ſitzen, der wirthſchaftliche Zuſammenhänge zu erfaſſen verſteht, in der Fabrikſtadt Oſaka zu Haus iſt und genug Pſychologentalent hat, um die ſtraff disziplinirte Japanerſeele durchſchauen zu können. Graf Arco iſt ein gutmüthiger und liebenswürdiger Bayer, der in Liſſabon oder Athen, meinetwegen auch in Madrid (wo ſelbſt Radowitz nichts gegen die Franco-Anglaiſe vermag) ſeine Sache vielleicht ganz gut machen würde, dem Japan aber ſtets ein Buch mit ſieben Siegeln bleiben wird; ein Buch, deſſen Inhalt ihn wohl nicht einmal beſonders intereſſirt. Kein Wunder, daß unſere Banken bei ihren Plänen einer Expanſion nach Oſtaſien auf diplomatiſche Hilfe gar nicht hoffen und Privatgeſandte hinausſchicken, um über Land und Leute, über die Geſchäftsmöglichkeiten in Japan, der Mandſchurei, Korea und Südſachalin nutzbare Wahrheit zu hören. Kein Wunder, daß in der Deutſchen Geſandtſchaft in Tokio dem (übrigens immer gaſtfreundlich und zwanglos aufgenommenen) Landsmann noch heute fidel erzählt wird, nur über die jämmerliche Ruſſenarmee ſei den Japanern der Sieg ſicher geweſen; zum Glück brauchen wir die Behauptung einſtweilen in praxi nicht nachzuprüfen. Wenn man ſich bei uns nicht entſchließen will, den Kandidatenkreis zu erweitern, ſollte man ſolche Plätze wenigſtens mit Männern vom Schlag des Freiherrn von Thielmann, des Herrn Mumm von Schwarzenſtein, des Generalkonſuls Knappe beſetzen. Schwerer wäre der richtige Mann für London zu finden; der Stärkſte wäre da gerade ſtark genug. Von Hatzfeldt pflegte Bismarck zu ſagen: „Ein Talent, doch kein Charakter; und ſchon in Berlin als mein Staatsſekretär bedenklich angliſirt und für meinen Geſchmack zu intim mit Finanzleuten. Nach London hätte ich ihn nicht geſchickt, wenn nicht die Regirung der Kronprinzeſſin in Sicht gekommen wäre.“ Die Kunſt, mit der feilen Dame public opinion umzugehen, hat er jedenfalls verſtanden; ſo lange er lebte,

war Our William der Held der londoner Hauptblätter. Auch wäre der in der besten Schule erzogene Mann, der schon vorher das Reich in den Wetterwinkeln vertreten hatte, nicht blind in den Nebel hineingetappt, dessen Lichtung uns dann das Bild der doppelten Britenassekuranz zeigte. Seit Graf Wolff-Metternich zur Gracht ihn beerbt hat, gelingt nichts mehr; weiß man an der Spree offenbar nie, was der nächste Morgen von der Themse bringen wird. Ein Herr von Dutzendintelligenz, der für den Verkehr mit hamburger Senatoren ausreichte, aber schon einem Cambon nicht gewachsen ist und nach den früher giltigen Grundsätzen nicht in den londoner Botschafterpalast gekommen wäre; weil ihm die dazu nöthige Erfahrung fehlte und ein ungewöhnliches Talent, das sie ersetzen könnte, mindestens nicht sichtbar geworden war. Solche Grafen hielt man sonst für Darmstadt oder Teheran in Reserve. Dieser Graf aber hatte sich auf den Sommerreisen des Kaisers beliebt gemacht. Und ein Mann, der Metternich heißt, muß es doch faustdick hinter den Ohren haben. Wer weiß? Am Ende sind die Maßgebenden mit seinen Erfolgen sehr zufrieden. Dieses Kaliber kann heutzutage sogar Kanzler liefern.

Mortuos plango. Dem armen Alvensleben ist Unrecht geschehen. Der Krieg, der den Zaren aus ruhigem Schlaf riß, konnte auch Wilhelms Botschafter überraschen; daß er nicht länger mehr zu vermeiden sei, mußten die Herren Arco, Metternich, Richthofen und Bülow wissen. Doch Graf Alvensleben wird im April Siebenzig und seine Abberufung giebt zum Staunen weniger Grund als vor vier Jahren seine Ernennung. Die wirkte damals wie ein schlechter Scherz. Ein Gesandter, der dreizehn Jahre lang in Brüssel gesessen und den jedes Revirement übergangen hat, pflegt sonst als abgethan zu gelten. Alvensleben schien nach solcher Wartezeit für Petersburg gut genug; plötzlich, als sechsundsechzigjähriger Mann. Warum nicht früher, wenn man ihn tanti fand? Daß er nur avancirte, weil Brüssel für den Stiefschwiegersohn des Kanzlers freigemacht werden sollte, darf man ja nicht glauben. Sind wir so arm an fähigen Köpfen, daß man müde Routiers und unerprobte Neulinge holen muß, wenn einer der wichtigsten Vertrauensposten zu besetzen ist? Fast scheint es so. Trotzdem sich eben erst allzu deutlich gezeigt hat, was entstehen kann, wenn ein Botschafter in Rußland der epikurischen Mahnung Λάθε βιώσας gehorcht, ward für die Nachfolge Alvenslebens ein Herr erkürt, der das Zarenreich nicht kennt und nur einmal Chef einer Mission (zweiten Ranges) war: Herr von Schoen. Im Sachsenwald fragte Bismarck, als er über die Schwierigkeit der Diplomatenauslese gesprochen hatte, mich eines Tages: „Was müßte nach Ihrer Meinung denn ein Mann prästiren, der für Petersburg geeignet wäre?“

Er müßte reich sein, nicht von zu kleinem Adel, Rußland, Oesterreich, den Balkan und die asiatische Reibungfläche genau kennen, die Möglichkeiten und Nothwendigkeiten britischer Politik am Schnürchen und eine Liste aller Orientränke im Kopf haben; Landwirth gewesen und auf allen Heerstraßen und Schleichwegen des Handels, der Zoll- und Bahntarifpolitik bewandert sein; militärischer Rang, früher manchmal de rigueur, ist unter Nikolai nicht mehr nöthig, unentbehrlich aber eine schon gefestigte Reputation, die in dem Lande des Fürstengewimmels dem Fremdling sofort die richtige Stellung giebt und ihn vor der spezifischen Slavengefahr bewahrt, unter Guirlanden betäubt zu werden. „Schleinitz postulirte nicht so viel. Bei Ihren Ansprüchen hätte ich als Vierziger keine Aussicht gehabt, nach Petersburg zu kommen. Vom Balkan wußte ich verdammt wenig, von Asien gar nichts; auf hohen Adel konnte ich nicht pochen, reich war ich erst recht nicht (habe es allerdings nie so bitter empfunden wie dort in der Kälte) und mit meiner Handelspolitik war damals auch kein Staat zu machen. Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob Du bist?" Erstens, Durchlaucht, hat sich in fünfunddreißig Jahren Manches geändert. Wer mit dem Kaiser, mit den mächtigen Damen und mit Gortschakow gut stand, hatte 1860 ungefähr schon genug gethan; heute ist der Import von Getreide und Vieh, die Maschinenlieferung, die Finanzirung der russischen Zukunft wichtiger als die Zufallsstimmung der Höfe. Zweitens sollten Sie nicht in Petersburg bleiben, sondern, nach Ihrem eigenen Wort, fürs Ministerpräsidium auf Eis konservirt werden. Und drittens mußte jeder nicht ganz dumme Vorgesetzte, der die frankfurter Berichte des Herrn von Bismarck gelesen hatte, den Werth dieses Diplomaten kennen. Ausnahmen bestätigen zwar nicht, wie gedankenlose Leute sagen, die Regel, beweisen aber nichts gegen sie. Der seltne Mann will seltenes Vertrauen. „Danke schön. Aber auch ohne solchen Versuch einer captatio wären Sie mit Ihren Antworten nicht durchs Examen gefallen."

An dieses Gespräch mußte ich denken, als ich die Ernennung des Herrn von Schoen las. Ein Hesse aus reicher Bourgeoisfamilie. Seit zwanzig Jahren geadelt. Sekretär in Athen, Bern und im Haag. Sieben Jahre lang Erster in Paris. Dann, wahrscheinlich, weil die Laufbahn kein nahes Ziel zeigte, auf Wunsch zur Disposition gestellt. Vier Jahre lang Oberhofmarschall des Herzogs Alfred von Koburg. Hat ein Diplomat, der auf Beförderung hoffen durfte und nicht auf hohen Lohn zu sehen brauchte, sich je um das Schranzenamt an einem kleinen Hof beworben? Im Sommer 1899 winkte dem gar nicht blinden Hessen das Glück. Er führte in Berchtesgaden die Söhne des Kaisers spaziren und kam dadurch oft in die Nähe ihrer Mutter. Das nützte

ihm mehr als der siebenjährige pariser Dienst. Herrn von Kiderlen ging in Kopenhagen (richtiger: hinter den westindischen Inseln) die Sonne unter und Herr von Schoen wurde sein Nachfolger; auch als Reisebegleiter des Kaisers. Ob er über einen eben so großen Anekdotenschatz verfügte wie der Schwabe? Proben seiner Leistungfähigkeit im eigentlichen Beruf hat er bisher nicht zu liefern vermocht. (England hat in Skandinavien Alles erreicht, was es haben wollte: Kronen für zwei seiner Töchter und, wenn nicht alle Zeichen trügen, von Dänemark die Zusicherung wohlwollender Neutralität für den Fall eines Ostseekrieges.) Herr von Schoen mag dennoch ein tüchtiger Diplomat sein. Wo aber hat ers schon bewiesen? In Berchtesgaden und an Bord der „Hohenzollern" doch wohl nicht. Der Erdosten ist ihm terra incognita. Ueber die kompleren Größen des Wirthschaftlebens hat er nie ein selbständiges Urtheil abzugeben gehabt. Seit die Zarenfamilie nicht mehr zu langem Aufenthalt an die dänische Küste kommt, ist in Kopenhagen für die Erkenntniß russischer Politik nicht viel zu holen. Trotzdem nach vier Gesandtenjahren (bei Alvensleben warens zweiundzwanzig; und er hatte in Rumänien und Rußland gedient und nicht pausirt, um als Hofmarschall sein Glück zu versuchen) nun Botschafter in Petersburg. Jahre können vergehen, ehe der neue Mann sich in dem Reussenland zurechtfindet, wo er mit Wittes vierschrötiger Klugheit, mit Chilkows Genie und der unermüdlichen Behendigkeit Lexas von Aehrenthal die Kraft messen muß. Quid sit futurum cras, fuge quaerere, räth Horaz. Einstweilen ähnelt Alvenslebens Erbe aufs Haar einem Kind höfischer Gunst. Sind wir wirklich so arm? Der charmante Herr, den die Mutter Wilhelms des Zweiten nach ruhmvollem Oberhofmarschallsdienst für einen Botschafterposten empfahl und der nun in Paris haust, hat sich nicht ganz nach der Erwartung bewährt. Sonst wäre ihm nicht Herr Dr. Rosen nachgeschickt worden, der zwar über Kausalität und Teleologie allerlei klingende Feuilletonweisheit von sich zu geben, doch weder ein uns vorteilhafteres Konferenzprogramm zu erlangen noch sich vor Spott zu wahren vermochte. Das Essen, zu dem er die Häupter der Nationalistenpartei einladen ließ, trägt offiziell bereits den Titel le dîner des dupes. Der Bevollmächtigte des Deutschen Kaisers mußte zuerst erleben, daß die Einladung, mit ihm zu speisen, von den Freunden Déroulèdes schroff abgelehnt wurde, und später, daß die andere Gruppe (Massard-Millevoye) ihm öffentlich nachsagte, er habe sie gegen England aufzuwiegeln versucht und durch einen Mittelsmann die Gründung eines Blattes vorgeschlagen, qui s'efforcerait de discréditer et de ruiner l'entente cordiale, pour faciliter un rapprochement franco-allemand. Das kann, wie so Vieles

seit drei Monaten, dementirt werden, wird dadurch aber nicht unwahrscheinlicher. Und nicht rühmlicher; ein in heikler Mission Entsandter müßte auch den Schein der Lächerlichkeit meiden. Kein Zweifel: wir sind verarmt. Die Arco und Wolff-Metternich, Alvensleben und Schoen, Radolin und Rosen wären unter Bismarck nicht zu so hohen Ehren gekommen. Und in Washington sitzt Speckchen von Sternburg, in Wien ein General der Kavallerie, der, wenn er in Bonn nicht gesagt hätte, die Borussenjacke scheine ihm nicht das zur Einholung gekrönter Vettern geeignetste Gewand, vielleicht noch à la suite wäre und dem man, nachdem er vierzig Jahre im Heer gelebt hat und zuletzt noch Gouverneur von Berlin geworden war, nicht zumuthen darf, er solle die wirthschaftliche Bedeutung der magyarischen Adelsrevolte oder gar den Werth bosnischer und dalmatinischer Bahnanschlüsse ermessen. Die alte Geschichte bleibt ewig neu. Im Lilienreich hat Figaro sie beseufzt. Sein Unglück war, daß er das Amt ausfüllen konnte, um das er warb. Dann kam die Revolution. Aber den Platz, der einen Rechner verlangt, erhält auch heute noch ganz sicher ein Tänzer.

Liegts an der unzulänglichen Auslese? Daran, daß nur im Kreis der Privilegirten gesucht wird, denen der Kampf ums Dasein erspart blieb und die von diesem Kampf in Menschen und Thieren entwickelten Fähigkeiten deshalb fehlen? Wie, nach Weismanns Wort, den im Dunkel lebenden Thieren die Sehkraft allmählich erlischt, weil sie werthlos geworden ist und also nicht mehr durch Selektion erhalten und gestärkt wird, so welken auch den Privilegirten nach und nach die Eigenschaften, die der in den grausamen Kampf ums Dasein Gestoßene haben und stählen muß, wenn er sich im Wettbewerb als den Tauglichsten bewähren will. Die deutsche Noth zwingt gebieterisch zur Erweiterung des Auslesegebietes. Für einen modernen Diplomaten genügt die Fähigkeit nicht, sich in drei Sprachen korrekt auszudrücken, einen besticken Frack mit Anstand tragen, den Klatsch der Hofgesellschaft brühwarm in die Heimath befördern und allenfalls noch die Kanäle finden zu können, die in die cloaca maxima der Oeffentlichen Meinung münden. Wohin man mit solchen Hotelportierkünsten kommt, sehen wir nun mit brennendem Auge. Warum kann ein Volk, das für seine numerische Geltung und für seinen Wohlstand, das in Haus und Hof, Laboratorium und Fabrik, Kaserne und Hörsaal Unübertroffenes leistet, trotz aller Gunst der Zeit und des Zufalls, seinen nationalen Machtbereich nicht ausdehnen? So fragte ich vor acht Tagen. Und habe die Antwort nun noch ergänzt. Wenn die Firma Krupp, die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft und die Deutsche Bank im Ausland so ungenügend vertreten wären wie das Deutsche Reich, würde ihnen jedes fette Geschäft weggeschnappt.

Die Presse kümmert sich um diese Dinge nicht, deren Wichtigkeit doch Jedem einleuchten muß. Anerzogene Lakaienscheu oder die Furcht, bei den Informatoren in der Wilhelmstraße Aergerniß zu erregen und am Ende gar nicht mehr zu den Parlamentarischen Abenden geladen zu werden? Kein Demokrat hat gefragt, warum Herr Radolin, wenn er in der ersten Krisis Rosen, Henckel und Hammann als Helfer braucht, nicht in ein milderes Klima versetzt wird. Keiner, was Herr Wolff-Metternich gethan hat, um die Spannung zwischen Britanien und Deutschland zu lösen. In der Vossischen Zeitung des „entschieden liberalen Bürgerthumes" las ich vor ein paar Tagen: „Herr von Schoen gilt allgemein als eben so persönlich liebenswürdig als hervorragend begabt." Das ist blanker Blödsinn; denn der neuste Mann des Kaisers ist „allgemein" völlig unbekannt und hat von seiner Begabung dem Schauen noch nichts offenbart. Ungefähr so (nur nicht immer in so tantenhaftem Stil) lesen wirs aber nach jeder Ernennung. Statt die sichtbaren Thatsachen zu wägen, den Rechtstitel des Ernannten zu prüfen oder wenigstens seine erste Leistung abzuwarten, füttert man den Kömmling aus vollen Schalen mit süßem Brei. Jeder ist persönlich liebenswürdig (Das sind sie auch Alle, seit der steife Preußentypus sich den jetzt beliebten maître d'hôtel-Sitten anbequemt hat) und Jedem geht der Ruf hoher Begabung voran. Jedem, der nicht etwa agrarischer oder hyperkonservativer Gesinnung verdächtig ist. Nur danach wird gefragt. Und doch hat schon Lagarde an die einfache Wahrheit erinnert, daß der Führer einer Lokomotive weder konservativ noch liberal, sondern sachverständig zu sein hat; und doch wäre der Mann, der im Volksdienst nicht seine Kastenzugehörigkeit vergäße, ein erbärmlicher Wicht. Thut nichts. Agrarisch oder städtisch: that is the question. Dieselben Thoren, die einen Minister nach seinen Reden, dem unwesentlichsten Theil seiner Arbeit, beurtheilen, fragen den ins Amt Tretenden nur nach seinem Glaubensbekenntniß; als obs nicht vor allen Dingen darauf ankäme, ob er sein Handwerk gelernt hat, ein produktiver Kopf ist, verwalten und organisiren kann. Herr von Podbielski, der in Wald und Feld, Scheune und Stall Bescheid weiß und seine Sache gründlich versteht, bleibt der schlimme Junker, weil er der freisinnigen Pathetik nicht mit feierlicher Bülowmiene lauscht. Der Leiter unserer allzu auswärtigen Politik wird immer gelobt, trotzdem ihm im Großen und Kleinen Alles kläglich mißlingt und seine Kurzsicht das Reich in Lebensgefahr gebracht hat; er ist ein so wundervoll moderner Mensch und redet wie Mosses erster Feuilletoncommis. Herrn Budde wird nicht sein ungewöhnliches Organisatorentalent, sondern seine Kanalstrategie als Verdienst angerechnet; denn der Kanal (dessen theuren und unzeitgemäßen Bau man bald mit bitteren Zähren bereuen wird) gehört

zum Freisinnsdogma. Wenn Graf Kanitz-Podangen zum preußischen Handelsminister ernannt worden wäre, hätten wir ein Wuthgeheul vernommen. Ein Mann, der für hohen Getreidezoll kämpft! Daß er vom Handel Etwas versteht und nach Gerechtigkeit auch gegen Jobber strebt, bedeutet dagegen nichts.

Ich habe natürlich weder erwartet noch gewünscht, den Grafen Kanitz zum Handelsminister ernannt zu sehen. Dieses Amt, dachten die Meisten, ist wohl längst vergeben. Denn daß Herr Möller nicht an den Ministertisch wiederkehren dürfe, war in den Tagen der Berggesetznovelle schon beiden Kammern zugesagt worden. Seit er, sub auspiciis eines Kohlenhändlers und eines Bankspekulanten, den westfälischen Krieg begonnen hatte, waren die alten Berufsgenossen und die neuen Kollegen weit von ihm abgerückt. In der Heimath hatte er nie viel gegolten. Ein redseliger Parlamentarier, der sich in allen Kommissionen und Enqueten mit dem Notizbuch wichtig macht. Ein Dutzendindustrieller, der in der Zeit der höchsten Aufschwünge mit seinem Kupferhammer nichts anzufangen versteht. Doch ein braver Mann, der die rothe Erde liebt und den Nacken nie beugen lernt. Am Tisch des Generaldirektors der „Hibernia" hat er eines Tages gesagt, wie ein Mann müsse Westfalen sich gegen den Versuch erheben, dieses Kleinod für die Staatsbureaukratie zu erobern. In einer Sommernacht wollte er das Juwel nun in die Tasche stecken. Das gab eine Enttäuschung wie bei weiland dem loxtener Hammerstein, der auch als Minister that, was er vorher hoch und heilig verschworen hatte. Die Kollegen, die ihr Urtheil über die Fähigkeit des Herrn Möller nicht hehlten, wollten ihn die Brockensuppe noch ausessen lassen und wurden erst ungeduldig, als er gar zu lange löffelte. Er aber wollte nicht sterben. Denunzirte die Gruppe Thyssen-Kirdorf, die dem Kaiser als ein bösartiger Klüngel geschildert worden ist, als seinen Erzfeind und benutzte den Grubenstrike, um sich zu halten. Den Minister, der gegen die Zechenkönige aufgetreten ist, läßt man, dachte er, so bald nicht fallen: sonst schreit die Sozialdemokratie Feuer und Reaktion. Schließlich gings nicht mehr. Er hatte eben einem Interviewer anvertraut, daß er sich frischer als je fühle und alle Rücktrittsgerüchte am Niederrhein erfunden seien, als Herr von Lucanus ihm den Lebensfaden abschnitt. Die liberale Presse, die täglich über die Gräuel der Handelsverträge jammert, hätte diesen Handelsminister (in dem sie ja den Hauptschuldigen sehen müßte) noch länger geduldet. Doch der Landtag hatte zwar, um die Staatsautorität zu wahren, die Ueberrumpelung der Hibernia-Aktionäre und die Verheißung der Strikeprämie hingenommen, aber die Bedingung gestellt, daß der Urheber dieser Leistungen ihm als Minister wenigstens nicht wieder vorgeführt werde. Zur Wahl des Nachfolgers war ja Zeit genug. Von dem jungen Thielmann hatte Lothar Bucher einst gesagt: „Das

wird später mal ein Handelsminister". An manchen Anderen konnte man denken. An die Herren Havenstein, Dr. Koch, Mühlberg (der für die internationale Politik so wenig paßt wie die ihm zunächst vorgesetzten Herren), Lewald, Helfferich (dem die Anatolischen Bahnen doch wohl nicht ohne Grund achtzigtausend Mark zahlen), an versteckte Beamte oder an Praktiker von der Art des Freiherrn von Heyl, der Herren Jenke, Haniel oder Goldberger. Ein Mann, der im stärksten Industriestaate der Erde für Handel und Gewerbe sorgen soll, muß die Industrieverhältnisse Westfalens, Oberschlesiens, Englands und Amerikas im Kopf haben, Oesterreich und Rußland gründlich kennen, mit Geldstatus und Diskontpolitik der Hauptstaatsinstitute eben so vertraut sein wie mit dem Bank- und Börsengeschäft, dem Wechsel- und Clearingverkehr, der Kartell-, Tarif- und Sozialpolitik. Das ist noch lange nicht Alles, was man von einem Handelsminister zu fordern hat. Und für dieses Amt wählte der König von Preußen einen Mann, der dreiundzwanzig Jahre im provinzialen und kommunalen Verwaltungdienst unserer Ostmark verlebt, die Weltwirthschaft nie kennen gelernt, von den Lebensbedingungen der Großindustrie und des Großhandels nicht die dunkelste Vorstellung hat und vor dem Leiter einer Wechselstube beschämt stehen müßte: den westpreußischen Oberpräsidenten Delbrück. Er gilt als tüchtiger Verwaltungbeamter, hat aber keine besondere Leistung aufzuweisen. Was ein Oberbürgermeister in Danzig, ein Oberpräsident in Westpreußen zu schaffen vermag, haben Winter und Goßler gezeigt. Seit sie fort sind, ist für Stadt und Provinz nichts mehr geschehen. Trotzdem wäre gegen eine Beförderung des Herrn Delbrück nichts zu sagen gewesen. Für das Handelsministerium paßt er genau so gut wie Herr Ballin für den Oberkirchenrath. Aber „ihm geht der Ruf großer persönlicher Liebenswürdigkeit voran." Und Fürst Bülow hat auch diesem Dekret die Gegenzeichnung nicht versagt.

Nur Eins fehlt jetzt noch. Unter dem Vorsitz des Reichsgerichtspräsidenten Freiherrn von Seckendorff, der sich früher mit dem wesenlosen Amte des Sekretärs im Staatsministerium begnügen mußte, wird in diesen Tagen die Frage beantwortet, ob der Graf-Regent Leopold von Lippe, trotzdem unter seinen Ahnen (wie, nebenbei bemerkt, unter denen der Kronprinzessin Caecilie) eine Wartensleben ist, seinen Erbanspruch gegen die Bückeburger behaupten kann. Der alte Herr Schoenstedt ist schon im Gehen. Der Kaiser hat sich aber, so heißts, die Ernennung des Nachfolgers bis zum ersten November vorbehalten. Warum? Die Herren Schmidt und Beseler wären auch früher zu haben. Im Lokalanzeiger steht: „Freiherr von Seckendorff hat an der Erledigung des Streites großes Interesse". Wenn der preußische Justizminister aus Leipzig käme, bliebe uns eigentlich nur noch zu wünschen, daß Prinz Heinrich Flottenkommandant und Herr von Moltke Chef des Großen Generalstabes würde.

Militärische Ehrengerichte.

Ein preußischer Oberst und Regimentskommandeur glaubt, die Qualifikation zu höherem Rang zu besitzen, und rechnet sicher darauf, demnächst Brigadekommandeur zu werden. Er hat eine verhältnißmäßig schnelle Laufbahn hinter sich, war im Großen Generalstab und hat sich dort, wie es scheint, der Gunst des Chefs erfreut. Wider alles Erwarten wird er plötzlich aber in der üblichen Weise veranlaßt, den Abschied zu nehmen. Auf sein Gesuch wird ihm vom höchsten Kriegsherrn erlaubt, die Uniform mit den vorgeschriebenen Abzeichen weiter tragen zu dürfen. Er wendet sich dem Journalismus zu und schon nach kurzer Zeit merkt jeder unbefangene Leser, daß hier ein kenntnißreicher Offizier, ein gewandter Stilist spricht, dessen militärische Ansichten und politische Stellungnahme aber stets durch den Gedanken an die nach seiner Meinung unverdiente Unterbrechung der Dienstlaufbahn in sehr hohem Grade beeinflußt werden; außerdem durch das Streben nach dem Beifall eines Publikums, das dem Wesen der deutschen Heeresinstitution verständnißlos gegenübersteht. Er redet im Berliner Tageblatt über die Möglichkeit eines Konfliktes, in den Offiziere durch ihren der Person des Monarchen geleisteten Fahneneid gerathen können, wenn sie eines Tages finden, der Monarch erfülle die Forderungen der Volkswohlfahrt nicht. Die Folge dieses Artikels ist eine ehrengerichtliche Untersuchung; ihr Ergebniß die Aberkennung des Offiziertitels und der Verlust des Rechtes, die Uniform tragen zu dürfen. Die Einzelheiten dieser ehrengerichtlichen Untersuchung gegen den damaligen Oberst a. D. Gaedke sind nicht so lückenlos bekannt, daß man sie zum Gegenstand einer öffentlichen Kritik machen könnte. Man hat aber den Eindruck, daß nicht nur die eine journalistische Entgleisung (für eine solche muß ich den Artikel, mindestens seiner Form nach, halten) den ehrengerichtlichen Spruch bestimmt hat, sondern daß noch andere Komplikationen dabei mitwirkten. Da das Verfahren aber nicht öffentlich ist, müssen wir uns an die sichtbaren Thatsachen halten. Wie es scheint, hat Herr Gaedke in einem Immediatgesuch vorher seinen Verzicht auf das Recht, die Uniform zu tragen, angeboten; darauf wurde geantwortet, ein Verzicht sei unzulässig, nachdem ihm die Uniform auf seine ausdrückliche Bitte durch Kabinetsordre verliehen worden sei. Wann Herr Gaedke diesen Verzicht angeboten hat, weiß ich nicht, vermuthe aber, daß es geschah, als er sich entschlossen hatte, Journalist zu werden und in die Redaktion des Berliner Tageblattes einzutreten. Dann müßte er das Gefühl gehabt haben, daß seine Thätigkeit ihn in Konflikt mit den militärischen Ehrengerichten bringen werde.

Als er aus der Mandschurei, wo er Kriegsberichterstatter gewesen war, zurückkam, war der Spruch des Ehrengerichtes in weiten Kreisen bekannt geworden. Herr Gaedke unterzeichnete (was er, wenn mein Gedächtniß nicht

trügt, vorher nicht gethan hatte) seine Artikel und auch seine Pensionquittungen als „Oberst a. D." Er berief sich darauf, daß der Spruch eines militärischen Ehrengerichtes keine gesetzliche Kraft habe und er deshalb nach wie vor berechtigt sei, sich Oberst a. D. zu nennen und die Uniform zu tragen. Diesem Standpunkt wolle er allgemeine Anerkennung verschaffen. Kein inaktiver Offizier brauche sich um die Ladung zu ehrengerichtlicher Untersuchung und um den Spruch solches Gerichtes irgendwie zu kümmern. Ob Herr Gaedke die selbe Mißachtung des Urtheils gezeigt hätte, wenn er vom Ehrengericht freigesprochen worden wäre, läßt sich heute nicht feststellen. Vor dem Beginn der Untersuchung hat er offenbar dem militärischen Ehrengericht volle Kompetenz, auch gegen verabschiedete Offiziere, zuerkannt. Sonst hätte er den Kaiser als oberste Spitze des militärischen Ehrengerichtswesens nicht gebeten, auf die Uniform verzichten zu dürfen. Damit gestand er zu, daß der Kaiser das Recht habe, das Tragen der Uniform zu erlauben und zu verbieten. Er war, als er den Abschied nahm, ein Mann in reifen Jahren, Regimentskommandeur gewesen, also mit allen ehrengerichtlichen Bestimmungen genau vertraut; dennoch fügte er, wie die meisten Verabschiedeten, seinem Abschiedsgesuch die Bitte hinzu, die Uniform weiter tragen zu dürfen. In beiden Fällen hat er das Bestimmungrecht des Kaisers unzweideutig anerkannt.

Der Spruch des Ehrengerichtes brachte ihn nicht sofort zu anderer Auffassung; nach der Verurtheilung wandte er sich mit dem folgenden Gnadengesuch an den Kaiser:

Allerdurchlauchtigster, großmächtigster Kaiser,
Allergnädigster Kaiser, König und Herr!

Eure kaiserliche Majestät bitte ich allerunterthänigst, mir den Titel als Oberst belassen zu wollen. Ich wage, zu glauben, daß die treuen Dienste, die ich Eurer kaiserlichen Majestät während einunddreißig Dienstjahren vorwurfsfrei geleistet habe, und mein langes, in untadelhafter Ehrenhaftigkeit verbrachtes Leben mich dieser Bezeichnung würdig erscheinen lassen. In den Augen der Welt könnte ich durch den Verlust des Titels als Oberst in die Gemeinschaft von Leuten gerathen, die persönlich ehrenrührige Handlungen begangen haben, und ich wage von Eurer kaiserlichen Majestät gnädigster Gesinnung zu erhoffen, daß mir ein solcher Makel und ein solcher Schmerz erspart bleibt.

Ich bin und bleibe für alle Zeit Eurer kaiserlichen Majestät in unentwegter Treue ergeben und habe in meiner publizistischen Thätigkeit niemals die Absicht gehabt, das Heer zu schädigen, sondern nur Schäden, die ich erkannt zu haben glaubte, offen und mannhaft besprechen zu wollen.

Ich verharre in tiefster Ehrfurcht

Eurer kaiserlichen Majestät allerunterthänigster Gaedke.

Ich fand nöthig, dieses Dokument hier im Wortlaut zu veröffentlichen; nicht nur aus ästhetischen Gründen, weil die Ehrfurcht des freien Mannes vor der Majestät, die bescheiden stolze Werthung der eigenen Person und der

mit dem Standesgefühl des Offiziers sich paarende pflichtbewußte Sinn des Bürgers in seltener Harmonie in diesem „Gnadengesuch" vereinigt sind. Herr Gaedke behauptete aber nachher (oder ließ behaupten), das Gesuch zeige nicht, daß er später anderen Sinnes geworden sei; er habe nur (gegen seine Ueberzeugung) dieses Mittel angewandt, um womöglich den „Konflikt" zu vermeiden; das edle, starke Herz! Die schöne Rührung, die der Leser des Gesuches empfand, war also recht unangebracht; das Gnadengesuch war als Drohbrief zu nehmen. Wie sollen wir sonst die darauf folgende Wendung begreifen? Herr Gaedke erklärt nun ja, das militärische Ehrengericht habe über Verabschiedete keine Gewalt und seiner eisernen Faust, seinem furchtlosen Bürgerherzen sei es vorbehalten gewesen, diesen Götzen zu zertrümmern. Natürlich sah der deutsche Freisinn in ihm nun den kühnen Befreier der geknechteten inaktiven Offiziere, den Helden, der dem irdenen Topf des Militarismus einen neuen Sprung beigebracht habe.

Ein verabschiedeter Offizier, der den besten und längsten Theil seines Lebens in der Armee verbringen durfte oder mußte, hat, besonders wenn ihm kriegerische Thätigkeit vergönnt war, so viel berechtigten Berufsstolz in sich aufgenommen, daß es ihm als capitis diminutio erscheinen würde, wenn er die Uniform, das Kleid seiner besten Erinnerungen, nicht mehr tragen könnte. Dazu kommen die fortbestehenden persönlichen Beziehungen zum aktiven Corps. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Verabschiedungen jüngerer Offiziere, jedenfalls im jetzt üblichen Umfang, eine Errungenschaft allerneuster Zeit sind. Wer die Uniform weitertragen darf, muß mindestens zehn Jahre aktiv gewesen sein. Heutzutage giebt es sehr viele Offiziere, die dieses Recht haben, aber noch recht jung und aus äußeren oder inneren Gründen genöthigt sind, einen Beruf auszuüben. Diesen Offizieren, die den Dienst jung verlassen haben, treten die ursprünglichen Ursachen des Brauches meist wohl kaum noch ins Bewußtsein. Wer den Abschied nehmen will oder soll, informirt sich über die Bestimmungen, um keinen Formfehler bei der Abfassung des Abschiedsgesuches zu begehen, und bittet, wie es üblich ist, darin auch um die Erlaubniß zum Tragen der Uniform. Diese Berechtigung gehört nicht unter allen Umständen zur Charakteristik eines „anständigen Abganges", wird aber für nützlich gehalten. Die auf weniger realem Gebiet liegenden, vorhin erwähnten Gründe der älteren Offiziere kommen, wie gesagt, wohl beinahe niemals in Betracht. Selten kommt der in jungen Jahren verabschiedete Offizier dazu, die Uniform anzuziehen, falls er nicht die Gelegenheit sucht. Der Geburtstag des Kaisers, „patriotische" oder auch rein militärische Feste bieten die einzigen legitimen Gelegenheiten. Eine Grenze giebt es allerdings nicht; der inaktive Offizier kann seine Uniform tragen, wo und wann er will, natürlich mit

den für aktive geltenden Beschränkungen. Man hat schon erlebt, daß ein höherer inaktiver Offizier die volle Kriegsbemalung anlegte, um in einer von seinem Verleger gegebenen Gesellschaft den nöthigen Eindruck zu machen. Seit ganze Schaaren jüngerer Offiziere verabschiedet werden, hat die Frage eben ein wesentlich anderes Gesicht bekommen.

Daß ein Mann in den Jahren und der Charge des Herrn Gaedke sich ganz einem neuen Beruf hingiebt, gehört immerhin zu den Ausnahmen; bei den in jüngeren Jahren verabschiedeten Offizieren ist es die Regel. An beide Kategorien kann das Offiziercorps die Forderung stellen, daß ihre Thätigkeit in einem gewissen Einklang mit den im Recht auf die Uniform verkörperten Begriffen bleibt. Wir kommen damit zu dem Begriff der „Standesehre", die man bei uns ja vielfach nur als eine Ausgeburt überspannter Militaristengehirne betrachtet. Mit ihrer Anerkennung oder Verwerfung steht und fällt die innere Berechtigung des militärischen Ehrengerichtes gegenüber inaktiven Offizieren. Diese Männer stehen im bürgerlichen Leben und sind dennoch, wenn auch außer Dienst, Offiziere. Daß auch die „Offiziere a. D.", die nicht Uniform tragen dürfen, als Offiziere betrachtet werden, ist ein unlogischer Zustand. Was bedeutet der Titel, wenn thatsächlich nicht die geringste Beziehung mehr zu dem Heer und dem aktiven Offiziercorps vorhanden ist? Mir scheint das Ehrengericht, von jedem Standpunkt aus gesehen, absolut nothwendig, der heutige Zustand aber reformbedürftig. Ist es etwa logisch, daß der ohne Uniform Verabschiedete zwar sein Leben lang Offizier bleibt, weil er den Titel trägt, dem Ehrengericht aber unerreichbar ist? Entweder sind alle Offiziere a. D. dem miliärischen Ehrengericht zu unterstellen oder die Kategorie der „a. D." ohne Uniform muß verschwinden und nur noch zwischen „ehemaligen Offizieren" und solchen unterschieden werden, für die das Ehrengericht zuständig ist. Wer der Pflicht militärischer Standesehre genügen muß, untersteht mit Fug dem Ehrengericht. Das Wort und der Begriff „Ehre" hat freilich so verschiedene Bedeutungen, daß es wohl praktischer wäre, wenn für die Beurtheilung der Eigenschaften, die vom inaktiven Offizier verlangt werden müssen, ein anderer gewählt würde. Kein vernünftiger Mensch kann bezweifeln, daß ein Mann im bürgerlichen Leben „hoch geachtet" sein kann, ohne dabei dem militärischen Ehrbegriff zu genügen; die in der Bourgeoisie nicht immer schändende Thatsache, daß er Mangel an physischem oder moralischem Muth gezeigt hat, wäre allein schon ein zureichender Grund, ihm die Uniform und den Titel des Offiziers abzuerkennen. Man hört sehr oft die als Entschuldigung vorgebrachte Redensart: Kann der arme Mann denn dafür, daß er keinen Muth hat? Oder auch: Ists seine Schuld, daß er nicht viel Alkohol vertragen kann und nachher sich in irgend welchen üblen Situationen kompromittirt? Gewiß läßt sich vom moralphilosophischen Standpunkt aus darüber

ſtreiten; das militäriſche Ehrengericht hat aber nur zu fragen, ob der ihm Unterſtellte ſo gehandelt hat, wie er als Offizier, als vollgiltiges Glied der disziplinirten Kriegerkaſte, handeln mußte. Einen Unterſchied zwiſchen Aktiv und Inaktiv giebt es da nicht. Zieht man hieraus den Schluß, daß es überhaupt ein Unſinn ſei, Menſchen als Offiziere anzuerkennen, die nicht deren Dienſt thun, ſo ließe ſich darüber ſtreiten; hier haben wir aber mit den thatſächlichen und ſpezifiſch deutſchen Verhältniſſen zu rechnen, deren radikale Abänderung dem ſtärkſten Widerſtande der Mehrzahl Derer begegnen würde, die mit Armee und Marine in irgend welchen Beziehungen ſtehen. Ich habe als Beiſpiel auf moraliſchem Gebiet die Feigheit angeführt. Die Angelegenheit des Herrn Gaedke und die meiſten ſeiner Apologien beziehen ſich auf das politiſche Gebiet. Er hat ſich da ſehr deutlich ausgedrückt und den Beifall der Radikalen gefunden, zu denen ja auch mancher Philiſter gehört. Herr Gaedke meint, die freie Aeußerung über politiſche Dinge ſei das geſetzliche Recht jedes Staatsbürgers; führe ſie zu einem Konflikt mit den militäriſchen Ehrengerichten, ſo ſei damit nur die Ungeſetzlichkeit dieſer Gerichte bewieſen. Nun kann aber kein objektiver Betrachter leugnen, daß unſer preußiſches Heer ſtets Werkzeug, Stütze und Ausdruck der Monarchie war und die Uniform das Abzeichen und Symbol dieſes beſonderen Verhältniſſes iſt. Den Behörden iſt nicht zu verdenken, daß ſie der Armee Jeden fern halten möchten, der die im Heer verkörperte monarchiſche Idee beeinträchtigen könnte. Als neulich gegen einen Lieutenant, der einem ſozialdemokratiſchen Kandidaten ſeine Stimme gegeben hatte, das ehrengerichtliche Verfahren eingeleitet war, ſchrieb Herr Gaedke, „die an ſich zweckmäßige und ſegensreiche Einrichtung der Ehrengerichte werde durch ſolche mißbräuchliche Verwerthung nur diskreditirt.“ Es iſt unbegreiflich, wie ein intelligenter und gebildeter Mann, der, wie er ſelbſt ſagt, der Armee ein Menſchenalter lang angehört hat, ſich ſo den einfachſten Zuſammenhängen verſchließen kann. Wenn ein Offizier durch Abgabe ſeiner Stimme für einen Sozialdemokraten den unanfechtbaren Beweis liefert, daß er die Monarchie nicht nur für etwas Verwerfliches hält, ſondern ſie auch mit dem ihm in Deutſchland zu Gebot ſtehenden Mitteln politiſch bekämpft, ſo iſt doch wirklich nichts dagegen zu ſagen, daß die Heeresleitung ſofort die noch beſtehende äußere Verbindung mit dieſem Manne löſt und durch ehrengerichtlichen Spruch feſtſtellen läßt, daß er nicht mehr Offizier iſt. Ich muß annehmen, daß es einem ſolchen Manne nur erwünſcht ſein kann, wenn man ihn von Uniform und Titel befreit, von den Abzeichen eines Prinzips, das er bekämpft und deſſen äußere Erſcheinungformen er ausrotten will. Nicht minder unverſtändlich iſt mir die daran geknüpfte Bemerkung des Herrn Gaedke, trotz dem ehrengerichtlichen Spruch könne der Verurtheilte den Titel ruhig weiter führen, die Uniform ruhig weiter tragen. Auf den ſelben Standpunkt hat er ſich ja in

seiner eigenen Sache gestellt. Diese Auffassung zeigt, daß er den Sinn der Beziehungen zwischen den inaktiven Offizieren und dem aktiven Heer wohl nie erfaßt hat. Welchen Werth kann er dem Titel und der physischen Möglichkeit, die Uniform täglich anzuziehen oder Tag und Nacht zu tragen, jetzt noch beilegen? Ich versuche, mich an seine Stelle zu denken. Das aktive Heer hat mir die Eigenschaften abgesprochen, die nach seiner in diesem Fall maßgebenden Meinung der inaktive wie der aktive Offizier haben muß. Das Offiziercorps schneidet die Beziehungen ab und sagt: Der Mann gehört nicht zu uns, wir wollen nichts mit ihm zu thun haben. Durch Aberkennung des Titels und der Uniform wird mir deutlich gezeigt, wie weit die Anschauungen von einander abweichen. Der Abgeschüttelte antwortet: Das ist mir gleichgiltig, ich trage die Uniform doch, ich nenne mich weiter „Offizier a. D." Ein wohlwollendes Urtheil wird die Wahl dieses Standpunktes kindlich nennen. Ich verfüge nicht über ausreichende juristische Kenntnisse, um beurtheilen zu können, ob das ehrengerichtliche Verfahren gegen inaktive Offiziere gesetzlich gestützt ist oder nicht. Aber mir scheint diese Frage auch gar nicht sehr wichtig; schließlich kommt es doch darauf an, ob der hier maßgebende Faktor, das aktive Heer, einen Menschen als zu sich gehörig betrachtet oder nicht. Lehnt es ihn ab, so bleibt diese Thatsache bestehen, auch wenn der Ausgestoßene in der Uniform durch die Straßen fährt und die Pensionquittung mit der früheren Charge unterschreibt. Räthselhaft ist nur, wie Jemand auf solche Spielerei Werth legen kann. Will er die Militärbehörden nur ärgern? Das wäre menschlich immerhin begreiflich. Herr Gaedke sagt aber, daß er einen Kampf um Freiheit und Recht führe. Den Kampf um das Recht, sich mit Titel und Uniform zu schmücken, die ihm rite aberkannt sind. Das Urtheil seiner früheren Kameraden kann er doch nicht ändern; aber er kann mit solcher Kohlhaaskomoedie den Beifall liberaler Mannesseelen erringen.

Das Verhalten der militärischen Behörden war in diesem Fall nicht einwandfrei. Nicht der Kriegsminister, aber das Militärkabinet machte den Fehler, durch Sperrung der Pension auf Gaedke einen Druck üben zu wollen. Vom Standpunkt der Heeresleitung aus würde es mir übrigens richtig scheinen, wenn man ein ehrengerichtliches Verfahren dieser Art und seine Ergebnisse nicht stets geheim hielte, sondern unter Umständen auch öffentlich Gebrauch davon machte. Das könnte, falls es mit Takt und verständlicher Motivirung geschähe, den Standesinteressen des Heeres nur nützen. Manche Legende würde beseitigt; und ein Appell an den gesunden Menschenverstand bleibt selten ganz unerhört. Es ist eine abgeschmackte Phrase, wenn man sagt, der Offizierstand sei der erste; aber Niemand, der ihn kennt und unparteiisch beurtheilt, wird leugnen, daß er allerdings ein Stand ist, der sich von allen übrigen unterscheidet und unterscheiden muß. Er muß geschlossen und deshalb

auch exklusiv sein, viel exklusiver, als es das aktive deutsche Offiziercorps jetzt ist. Wer sich durch solche Exklusivität gekränkt fühlt, beweist nur, daß er kein Selbstbewußtsein hat, aber gern Krücken dafür hätte. Die Geschlossenheit giebt dem Offizierstand vor allen anderen die Möglichkeit, eine Ehrengerichtsbarkeit ausüben zu können, mit besserem Erfolg als etwa Aerzte und Rechtsanwälte. Die darauf beruhende Homogenität ist ein unschätzbarer Vortheil für das Ganze, wenn sie auch unter Umständen anders gearteten Persönlichkeiten unerträglich sein mag. Deshalb hat auch der einzelne aktive und inaktive Offizier ein Interesse an der Ausnutzung der Möglichkeit, nicht passende Elemente auszuscheiden; der inaktive wenigstens dann, wenn er noch die Interessen und Ansichten hat, die seine Abzeichen voraussetzen.

Nun hat man uns mehr als einmal gesagt, die Anschauung, die in der Zeit des Abschiedsgesuches noch den Offizier beherrscht, wandle sich oft im Verlauf seiner bürgerlichen oder gar öffentlichen Thätigkeit und damit lockere sich von selbst zwischen dem inaktiven Offizier und dem aktiven Heer der Zusammenhang, der allein das Führen des Titels und das Tragen der Uniform innerlich rechtfertigen kann. Sätze von allgemeiner Giltigkeit lassen sich hier wohl kaum formuliren. Daß man nach einigen Jahren der Erfahrung im öffentlichen Leben über Vieles und auch gerade über militärische Verhältnisse anders denkt als früher, wo man mitten darin saß, ist nicht schwer zu begreifen. Bei Offizieren, die zum Journalismus übergingen, habe ich mehr als einmal bemerkt, daß sie zuerst durch die ungewohnte Freiheit des bürgerlichen Lebens in ihren Anschauungen schwankend wurden und die durch neue Erfahrung gereiften Urtheile auch auf das militärische Leben übertragen wollten. Das giebt sich dann später gewöhnlich; oder prägt sich so scharf aus, daß es, wie im Fall Gaedke, zur Trennung kommt. Wie, hat man gefragt, soll denn ein innerlich den militärischen Verhältnissen entfremdeter und dabei öffentlich thätiger Offizier seinen Gewissensnöthen entgehen und das tragische Verhängniß des Uniformverlustes dennoch vermeiden? Ich muß gestehen, daß ich für diese „Tragik" nicht das mindeste Verständniß habe, obgleich ich selbst, als journalistisch thätiger Marineoffizier a. D., über Nacht in die selbe Lage kommen kann. Da man in andere Leute, auch wenn es inaktive Offiziere sind, nicht hineinsehen kann, so muß ich einen Augenblick von mir selbst sprechen. Ich habe das höchste Interesse an der Stärkung und Intaktheit der deutschen Militärmacht zu Land und zu Wasser, habe aber nicht das Gefühl innerer Zugehörigkeit zur aktiven Truppe, das die Voraussetzung zu einem theoretisch richtigen Verhältniß sein müßte. Ich kann viele Grundsätze, die für das Offiziercorps wesentlich sind, für mich nicht anerkennen. Nicht doktrinäre Ueberzeugung, sondern individuelle Verschiedenheit ist die Ursache. Immer war ich aber überzeugt, daß manche Dinge, die selbst mitzumachen vielleicht nicht thunlich schiene, für das Offizier-

corps richtig und nöthig sind. Sollten sie es in dem einen oder anderen Fall meiner Ansicht nach nicht sein, so habe ich damit noch keine Gewähr für die absolute Richtigkeit meiner Anschauung und hüte mich, Anschauungen eines so großen und geschlossenen Verbandes zu bekämpfen, so lange sie nicht offenbar schädlich auf den militärischen Geist eingewirkt haben. Das ist, wie Südwestafrika zeigt, bis jetzt nicht der Fall gewesen. Daraus folgt, daß ein Konflikt zwischen den Anschauungen des Offiziercorps und den meinen mich durchaus nicht plötzlich zum Feind des Corps machen würde; wir stehen eben auf zwei getrennten Gebieten und Jeder kann für sich „Recht haben" (wenn es darauf überhaupt ankommt). Geht nun dieser Konflikt so weit, daß das Offiziercorps, repräsentirt durch seine Ehrengerichte, für nöthig hält, die äußeren Beziehungen zu mir zu zerschneiden, so kann auch Das meine Anschauungen nicht ändern; ich handle und muß handeln, wie meine Entwickelung und der innere Zwang zur Aufrichtigkeit mir vorschreibt. Das aber zu thun, ohne bereit zu sein, alle möglichen Konsequenzen daraus zu ziehen, würde eben so viel Thorheit wie Schwäche zeigen. Ein Beispiel. In einer ehrengerichtlichen Verhandlung gegen den Oberstlieutenant a. D. von Wartenberg war einer der Anklagepunkte, er habe für eine „regirungfeindliche Zeitschrift", nämlich die „Zukunft", geschrieben. Das war ohne Zweifel ein erheblicher Mißgriff des Anklägers; denn die „Regirung" als solche ist auch für den aktiven Soldaten nichts Sakrosanktes und wir haben Beispiele genug von Männern (siehe Waldersee und Caprivi), die als aktive Offiziere erbitterte Feinde der augenblicklichen Regirung waren und gerade aus diesem Grunde die höchsten Auszeichnungen erhielten. Würde ich nun als Mitarbeiter der „Zukunft" ehrengerichtlich belangt und verurtheilt, so wäre Das für mich kein Grund, das militärische Ehrengericht gegen Inaktive überhaupt zu verdammen und als verbitterter Volksheld vor der sogenannten Oeffentlichkeit Kapriolen zu machen. Ich würde allerdings glauben, daß in diesem Fall das Ehrengericht eine Thorheit begangen habe und vielleicht ein großer Theil der aktiven und inaktiven Offiziere über diesen oder einen anderen Fall nicht so denkt wie das Ehrengericht. Wäre mir aber durch das Urtheil Titel und Uniform aberkannt, so hätte Beides nicht mehr den geringsten Inhalt für mich: ich würde ohne Schmerz auf diesen Schmuck verzichten, ohne mich für in meinem Werth gemindert oder die militärischen Ehrengerichte gegen Inaktive für minder nothwendig zu halten als bisher. Das einzige im eigenen Interesse Nothwendige könnte eine öffentliche objektive Darstellung des Geschehenen sein, um falsche Gerüchte abzuwehren. Herr Gaedke dagegen versucht krampfhaft, die Insignien festzuhalten, um seiner Person willen die Ehrengerichte abzuschaffen, und kämpft mit größter Erbitterung gegen den ganz unschuldigen Kriegsminister. Daß er dabei nicht versäumt, einen devoten Aufblick zum Thron zu thun, obgleich er doch genau wissen sollte, wie

in dieſem Fall die Dinge liegen, gehört mit zu ſeiner Rolle: unabhängiger moderner Staatsbürger, Feind der Reaktion, aber in tiefer Ehrfurcht vor dem König! Es iſt ja ein beliebter Brauch, durch ſolchen verſchämten Byzantinismus die Vorſtellung zu erwecken, als ob der ſeine Zeit erkennende und mit glühendem Eifer moderner Entwickelung zuſtrebende Kaiſer nur durch das verroſtete Schwergewicht der leitenden Militärbehörden gelähmt werde.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Fall Gaedke kann Gutes wirken; freilich nicht in dem Sinn, wie der ehemalige Oberſt hoffen mag. Die Kategorie der den Titel führenden, aber nicht den Ehrengerichten unterworfenen Offiziere müßte überhaupt fortfallen. Den ohne Titel verabſchiedeten unbeſcholtenen Offizieren könnte durch Zeugniſſe der Militärbehörde oder der früher ihnen Vorgeſetzten leicht zu ihrem Recht verholfen werden. Die Uniform dürfte nur der Inaktive tragen, der auf eine beträchtlich längere Dienſtzeit zurückblicken kann, als ſie heute Bedingung iſt; die Gründe habe ich vorhin angedeutet. Für viele jüngere inaktive Offiziere können Titel und Uniform zur unbequemen Laſt, aber auch zu einem Reklamemittel werden, das meiſt Andere ausnutzen. Wird die Beſtimmung in dieſem Sinn geändert, dann wird es zu einem „Verzicht" kaum noch kommen. Gleichgiltig mag die Beziehung zum Heer mit der Zeit und durch Veränderung ſeiner Anſchauungen einem inaktiven Offizier werden; als widerwärtig, entwürdigend und für ſein Selbſtbewußtſein unerträglich aber wird er ſie nie empfinden; dazu ſteht der Durchſchnitt des deutſchen Offiziercorps zu hoch. Dann aber zwingt auch kein moraliſcher Grund zum Verzicht; wenn mich meine Ueberzeugung treibt, den militäriſchen Anſchauungen zuwiderzuhandeln, ſo bin ich ja frei und kann ſagen: Ich thue, was ich will; thut Ihr, was Ihr wollt. Dann bin ich die Uniform los und die liebe Seele hat Ruhe.

Auch die Ehrengerichte müſſen reformirt werden. Sie handeln oft nicht ſelbſtändig, ſondern unter einem Druck, den zum großen Theil das häufig ausgeübte Recht des Kaiſers bewirkt, die Entſcheidung umzuſtoßen oder einen Verurtheilten zu begnadigen. Die Ehrengerichtshöfe für Inaktive müßten permanent ſein und aus hohen Offizieren beſtehen, die von der militäriſchen Laufbahn nichts mehr zu erwarten haben. Die für inaktive Offiziere zuſtändigen Ehrengerichte dürften ferner nicht nur aus aktiven Offizieren beſtehen, ſondern auch mit Männern beſetzt ſein, die alle Gebiete des bürgerlichen und des öffentlichen Lebens genau kennen. Dieſe Kenntniß kann der aktive Offizier nicht haben; und ſie iſt doch die unentbehrliche Vorausſetzung eines gerechten Spruches.

Charlottenburg. Graf Ernſt zu Reventlow.

Arisches Denken.*)

Ich, der ich keine Gelehrten-Kenntnisse besitze und mit geborgten nicht prunken will, beschränke mich hier auf die Fragen von allgemeiner kultureller Bedeutung und will jetzt sagen, warum ich eine „humanistische" Ergänzung des Vielen, was wir dem unvergleichlichen Hellas verdanken, für wünschenswerth, ja, unerläßlich halte und warum die Kenntniß des altarischen Denkens nicht einen bloßen Zuwachs an historischem Stoff, sondern eine Zunahme an Lebensenergie für uns bedeuten muß und wird.

Um das Ergebniß gleich zusammenfassend voranzuschicken: der Indoarier muß uns helfen, die Ziele unserer Kultur deutlicher ins Auge zu fassen.

Ich preise den klassischen Humanismus als eine Befreiungthat. Durch ihn jedoch wurde das Werk unserer Verselbständigung noch nicht vollendet. Wie glänzend auch die hellenische Begabung war, sie war doch nach vielen Richtungen hin beschränkt; außerdem waren ihre Erzeugnisse schon frühzeitig manchem fremden und entfremdenden Einfluß unterlegen. Neben dem Vielen, was er uns gab, ließ uns der Hellene hier und da im Stich und nicht selten führte er uns sogar irre. Unsere Emanzipation aus der Sklaverei fremder Vorstellungen blieb eine unvollkommene. Namentlich in religiöser Beziehung sind wir noch heute die Vasallen — um nicht zu sagen: die Knechte — fremder Ideale. Und hierdurch wird der innerste Kern unseres Wesens so stark getrübt, daß unsere gesammte wissenschaftliche und philosophische Weltanschauung, selbst in den freisten Geistern, fast nie zu vollkommener Lauterkeit, Wahrhaftigkeit und Schöpferkraft ausreift. Wir haben nicht den Muth unserer Ueberzeugungen, wir wagen es nicht — nicht allein öffentlich, sondern auch uns selbst gegenüber, in foro conscientiae, wagen wir es nicht —, unsere Ge-

*) Der berliner Verlag Bard, Marquardt & Co. läßt (unter Gurlitts Leitung) eine neue „Sammlung illustrirter Einzeldarstellungen" erscheinen, die (zu dem billigen Preis von anderthalb Mark für das in Leinwand gebundene, mit gutem Geschmack ausgestattete und illustrirte Buch) Monographien der Herren Bahr („Dialog vom Marsyas"), Bie, Blei, Gleichen-Rußwurm, Kerr, Schlaf, Simmel, Vollmoeller und anderer seinen Stilisten verheißt und den Gesammttitel „Die Kultur" trägt. Herr Geheimrath Gurlitt will „Vielen Etwas bieten, das sie zu fördern vermag"; und sieht „in dem Verständniß der Anschauungen anders Denkender das beste Mittel zu einem Frieden, der nicht Mangel an Widerstreit bedeuten soll" Der Verlag hat mich ersucht, aus dem ersten Band („Arische Weltanschauung" von Houston Stewart Chamberlain), der in diesen Tagen erscheint, einen Abschnitt zu veröffentlichen. Diesen Wunsch erfülle ich gern, weil ich glaube, damit die Aufmerksamkeit auf eine Publikation zu lenken, die auch den anders Empfindenden nicht unbelohnt lassen wird. Ich habe ein paar Fragmente aus der Gedankenreihe über „arisches Denken" gewählt. Ueber das Wort „arisch" sagt Herr Chamberlain im Vorwort: „Es ist hier nicht in dem viel angefochtenen und jedenfalls schwer genau zu umgrenzenden Sinn einer problematischen Urrasse genommen, sondern in dem sensu proprio: als Bezeichnung des Volkes, das vor etlichen Jahrtausenden von der centralasiatischen Hochebene in die Thäler des Indus und des Ganges hinabstieg und sich dort lange Zeit durch strenge Kastengesetze von der Vermischung mit fremden Rassen rein erhielt. Dieses Volk nannte sich selbst das Volk der Arier. Das heißt: der Edlen oder der Herren."

danken bis zu Ende zu denken. Wohl mochte ein vereinzelter Kant uns haarscharf nachweisen, daß, sobald wir an den jüdischen Jahwe glauben, keine Wissenschaft möglich ist und den Naturforschern dann nichts übrig bleibt, als „eine feierliche Abbitte zu thun" (Naturgeschichte des Himmels); wohl mochte der selbe Kant uns zeigen, daß wir nicht blos keine Wissenschaft, sondern ebenfalls keine wahre Religion besitzen können, so lange „ein Gott in der Maschine die Veränderungen der Welt hervorbringe": es half wenig oder gar nichts; denn es ist eben so schwer, die semitische Weltauffassung aus einem frühzeitig damit inokulirten Geist gänzlich zu entfernen wie Metalle aus dem Blutumlauf; und haben wir auch die mosaische Kosmogonie überwunden, so taucht nichtsdestoweniger genau der selbe Gedanke einer aus der Verkettung von Ursache und Wirkung auszudeutenden, also historisch zu begreifenden Welt sofort an anderer Stelle wieder auf. Wir sind eben künstlich zu Materialisten gezüchtet worden und die Meisten bleiben Materialisten, gleichviel, ob sie fromm in die Messe gehen oder als Freidenker zu Hause bleiben. Zwischen Thomas von Aquin und Ludwig Büchner besteht in Bezug auf die Grundsätze fast kein Unterschied. Das nun bedeutet eine innere Entfremdung, eine Entzweiung mit uns selber. Daher der Mangel an Harmonie in unserem Seelenleben. Jeder denkende, edelgesinnte Mensch unter uns wird hin und her geworfen zwischen der Sehnsucht nach einer gestaltenden, leitenden, das Leben verklärenden religiösen Weltanschauung und der Unfähigkeit, sich resolut loszureißen aus tief unbefriedigenden kirchlichen Vorstellungen. Hierzu uns anzueifern und uns Wege zu weisen, ist nun das indoarische Denken vorzüglich geeignet. Darum darf Deußen die Erwartung aussprechen: „Ein zureichendes Bekanntwerden indischer Weisheit wird in dem religiösen und philosophischen Denken des Abendlandes nach und nach eine nicht so sehr die Oberfläche wie gerade die letzten Tiefen berührende Umwälzung zur Folge haben."

In einem zwar nur beschränkt giltigen, doch bestimmten Sinn kann man die Logik das Aeußere des Denkens, seine Form, nennen; es giebt aber außerdem einen Stoff des Denkens, der von diesem Gesichtspunkt aus das Innere bildet. Wir nun sind, in Folge des Beispiels, das die Hellenen uns gaben, gewöhnt, den Nachdruck auf die Form zu legen; die unvermeidlichen Widersprüche — da ja die Rechnung nie genau aufgehen kann — verbergen wir nach innen; wir legen sie in den Stoff selbst, wo sie weniger auffallen. Der Indoarier verfährt umgekehrt; sein Denken betrifft in erster Reihe den Stoff, in zweiter die Form. Und darum unterscheidet er zwischen einem „inneren" oder eigentlichen Wissen und einem „Nichtwissen" (avidyâ), das gerade die logischen Formen betrifft oder, wie Çankara sich ausdrückt: „alle Beschäftigung mit Beweisen oder zu Beweisendem."

Unterscheide ich hier zwischen einem äußeren Wissen und einem inneren Wissen, so wird natürlich Jeder verstehen, daß ich nur symbolisch rede. Ohne die Zuhilfenahme dieses Symbols könnte ich mich aber schwer über eine der wichtigsten Grundeigenschaften des indischen Denkens aussprechen. Dieses Denken tritt nämlich nicht als Spekulation um des Spekulirens willen auf, sondern gehorcht einer inneren Triebkraft, einem gewaltigen moralischen Bedürfniß. Es ist nicht gerade leicht, sich hierüber kurz und zugleich klar auszusprechen; ich will es aber versuchen.

Es giebt Dinge, die bewiesen werden können, und es giebt Dinge, die nicht bewiesen werden können. Wenn der Arier die felsenfeste Ueberzeugung von der

moralischen Bedeutung der Welt — seines eigenen Daseins und des Daseins des Alls — seinem ganzen Denken zu Grunde legt, so errichtet er sein Denken auf einem „inneren Wissen", jenseits von „aller Beschäftigung mit Beweisen". Aus der Beobachtung der umgebenden Natur kann dieser „Stoff" nicht entnommen sein. Und doch sehen wir den Indoarier schon von dem Rigveda an stets die gesammte Natur als Etwas betrachten, das mit ihm selber wesensverwandt sei und folglich auch moralische Bedeutung besitze. Dies zeigt sich in seiner Mythologie, die dadurch so verwickelt wird, daß die Götter, die zunächst als Personifikationen von Naturerscheinungen auftreten, doch zugleich Veranschaulichungen innerer Kräfte in der Menschenbrust sind. Es ist, als ob dieser Arier den Drang in sich fühlte, Das, was in seinem dunklen Innern sich bewegt, hinaus auf die Umgebung zu werfen, und als ob dann wieder die großen Naturerscheinungen — der Lichthimmel, die Wolke, das Feuer u. s. w. — auf diesen selben, von innen nach außen gesendeten Strahlen den umgekehrten Weg zurücklegten, in des Menschen Brust hineindrängten und ihm zuraunten: Ja, Freund, wir sind das Selbe wie Du! Daher die eigenthümliche Furchtlosigkeit der alten Arier ihren „Göttern" gegenüber; sie haben keine ausgesprochene Vorstellung von Unterordnung, sondern reden ganz vertraut von „den beiden Völkern". Wie Deußen sagt: „Ist bei den Semiten Gott vor Allem der Herr und der Mensch sein Knecht, so herrscht bei den Indogermanen die Vorstellung Gottes als Vaters und der Menschen als seiner Kinder vor."

Hier nun, in dieser Anlage, die Weltanschauung von innen nach außen zu gestalten, liegt der Keim zu der unerhörten Entwickelung der metaphysischen Befähigung, hier liegt der Keim zu allen Großthaten des indoarischen Denkens. So wurzelt, zum Beispiel, der alte, unverfälschte Pessimismus der Inder, ihre Befähigung, das Leiden in der ganzen Natur zu erkennen, in der Empfindung des Leidens in der eigenen Brust; von hier aus breitet es sich über die Welt aus. Genau so wie Metaphysik, wie die Erkenntniß der transszendentalen Idealität der empirischen Welt nur für einen Metaphysiker Sinn haben kann, eben so kann Mitleid einzig für Den Sinn besitzen, der selber leidet. Dies ist das Hinausprojiziren des inneren Erlebnisses auf die äußere Natur; denn alle Wissenschaft der Welt kann nicht beweisen, daß es Leiden gebe, ja, sie kann es nicht einmal wahrscheinlich machen. Leiden ist eine durchaus innere Erfahrung.

Ich entsinne mich, als ich in Genf Physiologie bei dem bekannten Professor Schiff hörte, einmal in sein Laboratorium gekommen zu sein, wo alle Studirenden eines freundlichen Empfanges und vieler Belehrung stets sicher sein konnten. In einer Kiste saß ein kleiner Hund, der, als ich ihm liebkosend nahetrat, so angsterfüllt und klagend zu heulen begann, daß ich diese Stimme noch heute höre: Das war für mich eine Stimme der Natur und ich schrie laut auf vor Mitleid. Der hochgelehrte Mann aber, sonst so still und geduldig, gerieth in Zorn: was Das für eine unwissenschaftliche Sprache sei; woher ich denn wisse, daß der Hund Schmerz leide; ich solle es ihm beweisen. Ganz abgesehen davon, daß durch nichts auf der Welt das Vorhandensein von Schmerzen bewiesen werden könne, da man bei Thieren ja nur Bewegungen beobachte, die alle auf rein physischem Wege hinreichend erklärt werden könnten, habe er bei diesem Hunde eine partielle Sektion des Rückenmarks vorgenommen, die es höchst wahrscheinlich mache, daß die Empfindungnerven . . . Und nun, nach ausführlichen technischen Erörterungen, erfolgte

der Schluß, daß ich nichts weiter behaupten könne und dürfe, als daß ein vom optischen Nerv aufgenommener Eindruck als Reflexbewegung ein Erzittern der Stimmbänder im Kehlkopf verursacht habe, woran sich dann ein interessanter Exkurs über die Bedeutung des Begriffes Zweckmäßigkeit im Lichte der darwinischen Hypothese anschloß. Schiff hatte durchaus Recht; er war überhaupt nicht nur einer der gelehrtesten Männer, denen ich je begegnet bin, sondern ein Denker von beneidenswerther Schärfe und Konsequenz. Wenn ich also die Behauptung aufstelle: Schiff hat nur logisch Recht, ich aber weiß, daß der Hund litt; wenn ich seine lückenlose Beweisführung mit Milton abwehre: Plausible to the world, to me worth naught! (der Welt glaubwürdig, für mich gleich nichts); wenn ich sage: Ich bin eben so überzeugt wie von meinem eigenem Leben, daß das arme Thier unsagbare physische und moralische Qualen durchlitt, verlassen von Denen, die es liebte, gräßlichen Martern preisgegeben, so behaupte ich Etwas, das ich nicht beweisen kann und das ich doch so sicher weiß, wie ich gar nichts Anderes auf der Welt weiß, das mir durch Experiment und Syllogismus nachgewiesen werden kann. Nun sehe ich schon den Unphilosophen überlegen lächeln: „Das Ganze ist nichts weiter als ein Schluß durch Analogie!" O nein, lieber Herr Antimetaphysikus, da irren Sie gewaltig! Sie dürfen nicht glauben, daß, wer sich nicht als Knecht der Logik bekennt, sie deshalb nicht ehrte und streng zu handhaben verstünde, und wir wissen recht wohl, daß der Schluß der Analogie von den verschiedenen Schlußgattungen der schwächste ist; die eigene Ueberlegung lehrt es und alle Logiker, von Aristoteles bis zu John Stuart Mill, bezeugen und beweisen es. Nun erfordern aber selbst ein fehlerloser Syllogismus und eine beweiskräftige Induktion gar häufig sorgfältige Prüfung und ein geschultes Denken, um endlich als zwingend anerkannt zu werden; wie blaß und schwankend ist da nicht erst die Analogie! Jener Schmerzensschrei dagegen war gar nicht den Weg eines bewußten Denkens gewandert; hier hatte Etwas stattgefunden, das die Elektriker einen „Kurzschluß" nennen, wo der Strom, statt der regelrechten, umständlichen Leitung zu folgen, funkensprühend von einem Pol direkt zum anderen überspringt; mein Verständniß für das Leiden des Hundes war eben so wenig ein logisches, wie das Waldesecho ein Syllogismus ist; es war eine spontane Regung, deren verständnißvolle Innigkeit dem Grade nach von meiner eigenen Befähigung, zu leiden, abhing. Damals hatte ich von dem indischen Tat-Twam-Asi noch niemals gehört; ich war so wenig Antivivisektionist, daß ich Schiff in Zeitungen öffentlich vertheidigt hatte; bei jenem Schrei aber zog sich mein Herz krampfhaft zusammen; dem Ruf war der Gegenruf gefolgt und nun handelte es sich nicht mehr um jenes eine elende kleine Geschöpf, sondern, wie ich vorhin sagte, mich dünkte es eine Stimme der ganzen Natur. Dieser hochgelehrte Physiolog war nicht grausamer und — im Grunde genommen — seines Thuns nicht bewußter als eine zerstörende Lawine und ein Tot speiender Vulkan. Auf einmal stand er vor mir als der Typus der nichtswissenden Menschen, derjenigen, für die ewig das Gebet gilt: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun."

Ich hoffe, durch dieses Beispiel klar gemacht zu haben, was man als „inneres" Wissen bezeichnen kann und soll, zum Unterschied von „äußerem" Wissen; hiermit wird zugleich verständlich, inwiefern ein Denken „von innen" sich nothwendig von einem Denken „von außen" unterscheiden muß. Ich sage zum Unterschiede

von, nicht im Gegensatz zu, denn ein Widerspruch, ein gegenseitiges Aufheben besteht hier nicht und könnte höchstens von dem „Unwissenden" herausgeklügelt werden, was gleichgiltig ist, da ein derartiger Gedankengang auf Unverständniß beruhen würde. Und worauf es mir an dieser Stelle und in diesem Augenblick einzig und allein ankommt, Das ist, mich verstanden zu wissen, wenn ich sage: Die Anerkennung einer moralischen Bedeutung der Welt, wie sie das Credo aller größten und echtesten Deutschen gebildet hat: das Credo von Herder und von Kant, von Goethe und von Schiller, von Beethoven und von Wagner, von Friedrich dem Großen und von Bismarck, und wie sie die eine Grundlage alles indoarischen Denkens bildet, ist ein „inneres Wissen", eine innere Erfahrung. Sie kann nicht aus der rein äußerlichen Beobachtung der Natur entnommen oder durch eine Reihe von Vernunftschlüssen begründet werden. Den Anfang bildet hier die innere Empfindung, die felsenfeste Ueberzeugung, daß dem eigenen Dasein eine moralische Bedeutung zukommt. Diese Ueberzeugung läßt sich nicht dialektisch auseinandernehmen und Punkt für Punkt als berechtigt nachweisen; sie ist ein durchaus antidialektisches Gefühl, ein Grundbestandtheil der Persönlichkeit, ihre in die dunklen Tiefen der Muttererde hinabreichende Wurzel, zugleich ein einzig kräftiger Halt gegen die Stürme des rauhen Lebens und ein Vermittler kostbarer Nahrung. Wollte die blühende Baumkrone ihre Wurzel analytisch untersuchen, sie würde es mit dem Leben büßen. Diese Ueberzeugung einer moralischen Bedeutung des eigenen Daseins, auf welcher jegliche wahre Sittlichkeit beruht, kann mehr oder minder kräftig in das Bewußtsein treten, kann einen größeren oder geringeren Platz in dem geistigen Leben eines Menschen einnehmen; bei den Indoariern war sie so unvergleichlich ausgebildet, daß sie ungezählten Tausenden und Millionen das ganze irdische Dasein gestaltete und noch heutigen Tages, trotz dem traurigen Verfall der Nation, gestaltet. Wenn der bejahrte Arier — Denker, Krieger oder Kaufmann — seine Kinder und Kindeskinder, Alles, was ihm theuer auf der Welt, Heim und Menschen und Thiere und Erinnerungen, verläßt, um einsam in die Wälder hinauszuziehen und in Jahren des Schweigens und der Entbehrung der Erlösung entgegenzureifen, da würde der Logiker in arge Verlegenheit gerathen, wenn er diese Handlungart aus bloßen Reflexbewegungen erklären müßte. Wohlgemerkt liegt die Vorstellung von Hölle und ewigen Strafen dem durch die Upanishaden belehrten Indoarier ganz fern; legt er sich Entbehrungen und Kasteiungen auf, so geschieht es nicht als Sühnopfer für einen durch Sünden beleidigten Gott noch auch im Kampf gegen einen verführenden Teufel, sondern das Gefühl von der moralischen Bedeutung seines Daseins erfüllt ihn nun so ganz, daß er einzig dem Nachsinnen hierüber seine letzten Lebensjahre widmen will und jede Mühsäligkeit gern erduldet, wenn sie nur dazu beiträgt, seine Gedanken nach innen zu richten und ihn von den äußeren Bedürfnissen des Lebens nach und nach möglichst zu befreien. Daß nun außerdem die Ueberzeugung von der moralischen Bedeutung seines eigenen Daseins ihm die moralische Bedeutung des ganzen Kosmos verbürgt, Das ist nach dem über die Grundlagen der indischen Mythologie Gesagten ohne Weiteres klar. Von solchen von der Welt losgelösten Menschen wurden die Upanishaden verfaßt.

Das also ist jenes innere Wissen, das ich als eine der Grundlagen der indoarischen Philosophie hervorheben mußte. Ich wollte die Aufmerksamkeit darauf lenken, daß alles Denken der Arier diesen Weg geht. Man begreift unschwer,

welche besondere Färbung eine Weltanschauung erhalten muß, deren Ausgangspunkt nicht die Verwunderung über die äußere Welt, sondern die Verwunderung über die innere Welt, über das eigene Selbst ist, — eine Weltanschauung, die nicht das empirische Universum als das zunächst Gegebene betrachtet, worüber, woraus und wodurch, auf dem Wege dialektischer Erwägungen, zu weiteren Einsichten zu gelangen sei, sondern für die das Unsichtbare, das Unfaßbare, das Unsagbare des eigenen Herzens das einzige ganz Zweifellose bildet. Ueber die ehrwürdigen alten Hylozoisten Griechenlands — und Gott weiß, daß es in unserer heutigen Welt genug Gelehrte giebt, die noch nicht über Thales hinausgekommen sind — würden die Inder einfach lachen.

Man begreift auch unschwer, welche besondere Färbung ein Denken erhalten muß, wenn es nicht allein aus einem inneren Antrieb entsteht, sondern gleichfalls auf ein inneres Ziel hinsteuert. Der Lateiner schreibt: Felix qui potuit rerum cognoscere causas. Also die Ursachen der Dinge, der Dinge rings um ihn herum, möchte er kennen; und da diese Dinge sich so häufig feindlich erweisen, fährt er mit dem frommen Wunsche fort: Atque metus omnes et inexorabile fatum subjecit pedibus. Die Furcht beschwichtigen, das Schicksal bemeistern, er selbst Herr werden: Dies schwebt dem Römer als höchste Weisheit vor. Der Indoarier würde sagen: Dieser Mensch ist keiner Erkenntniß fähig, er ist vom Wahn des „Nichtwissens" noch ganz umnebelt; was er Weisheit nennt, ist kaum die erste Regung des Denkens; denn was sind diese angeblichen „Dinge" und ihre angeblichen „Ursachen", wenn nicht ich selbst? Wie sollte ich erfahren, was ich nicht bin? Was ist jene „Furcht", wenn nicht eine Regung in meinem eigenen Innern? Und was ist jenes „Schicksal", wenn nicht das gigantische Schattenbild meines eigenen Seins? Was an dem Beispiel jenes Schmerzensschreies des gemarterten Hundes veranschaulicht wurde, Das war eben für den Arier der Ausgangspunkt: der Ruf aus der geheimnißvollen, undurchdringlichen Welt des Außen und der spontane Gegenruf aus der eigenen, hellen, lebendigen Seele; oder auch der Ruf aus dem gequälten, Unaussprechbares leidenden Innen und der Gegenruf aus der gerade durch dieses Leiden plötzlich vertraut gewordenen, umgebenden Natur, die sich als wesensverwandt kundgiebt. Was hier vorgeht, geht im Innersten des Menschen vor. Alle Sinne täuschen uns häufig: Das wissen wir recht gut; und so weit es geht, suchen wir durch Bedachtsamkeit der Irreführung zu entweichen; das Gehirn aber, zunächst wesentlich ein Organ zur Centralisirung der Sinneseindrücke und der Bewegungreize, also ein zunächst wesentlich nach außen gerichtetes Organ, das nur sekundär, bei höheren Thieren, andere Funktionen übernommen hat, das Gehirn kann uns noch viel ärger irreführen. Den Indoarier dünkt der naiv empirische, rationalistische Philosoph wie das Kind in der Wiege, das nach dem Monde greift; er selbst wähnt sich den zur Besinnung erwachten Mann.

— —

Die besondere, mit nichts, was uns sonst geläufig ist, vergleichbare Entstehungsgeschichte und Gestaltung der indischen Metaphysik bedingt eine Form, die — durch ihre Weitschweifigkeit, durch ihre beständige Bezugnahme auf uns gänzlich unbekannte Verhältnisse, durch ihre innige Verwebung mit populären Vorstellungen und mit einer ganzen Welt ineinander geschachtelter Symbole, durch die Unmöglichkeit, manche „innere" Erfahrung in Worten mitzutheilen — höchst er-

müdend und oft geradezu ungenießbar wird. Zu der ohnehin großen Schwierigkeit, den gesammten Komplex eines auf diese Art entstandenen Gedankengewebes zu übersehen und richtig zu erfassen, tritt also als sehr erschwerendes Moment noch der Zwang hinzu, eine ungewohnte, spröde, vor keinem Widerspruch zurückschreckende, manchmal fast abstoßende Form zu bewältigen. An dieser Form scheitern denn auch die meisten Versuche, dem indischen Denken näher zu treten.

„In das Innere zu dringen, giebt das Aeußere Glück und Lust", sagt Goethe; hier trifft es aber leider nicht zu. Man gestatte mir darum, durch einen Vergleich das Unterscheidende an dieser Form zu kennzeichnen; vielleicht gewinnt Mancher mit einer deutlicheren Vorstellung auch mehr Kraft und Geduld zur Ueberwindung des Hindernisses.

Erfinderische Psycho-Physiologen behaupten, der Tastsinn hätte im Leben des Urmenschen eine Rolle gespielt, die wir jetzt, wo durch die ungeheure Inanspruchnahme und Entwickelung des Gesichtes und Gehöres jener Sinn auf ein Unbedeutendes zurückgegangen ist, kaum uns vorzustellen vermögen. Ein ungeschicktes, umständliches Leben brachte dieses Betasten mit sich, jedoch auch einen Vorzug: der Mensch irrte seltener. Seine Vorstellungen waren oft barock, ungeheuerlich, aber sie enthielten doch eine größere Summe Wirklichkeit, sie entsprachen genauer der Natur. „O, daß der Sinnen doch so viele sind! Verwirrung bringen sie ins Glück herein."

Später gewann sich das Auge eine hellere, dafür aber entferntere Vorstellungart und gewöhnte den Menschen daran, sich mit dem Abbild der Dinge zu begnügen; während die Hand durchforscht und geprüft und gewogen hatte ... Der indoarische Metaphysiker ist nun der tastende Denker! Er weist alle Nachtheile eines Solchen auf: unmethodisches Verfahren, Verweilen bei Einzelheiten, endlose Wiederholung (etwa wie ein Blinder, der in einem Dom die Anzahl der Säulen nur durch Betasten einer jeden einzelnen festzustellen vermag), dann auch ein Sich-Ergötzen an Bildern, die das noch ungeschickte Auge arg verzerrt über die Welt projizirt, zugleich mit der Unfähigkeit, etwas Sichtbares scharf und genau aufzubauen (in der mangelnden Begabung für alle plastische und darstellende Kunst zeigt sich Dies bei den Indoariern besonders auffällig). Im Vortheil ist der tastende Denker aber gerade in dem Bereich jener Innenwelt, von der die Mundaka-Upanishad sagt: „Die Sonne scheint nicht dort, noch Mond noch Sterne, auch diese Blitze nicht." Man überlege doch, was es heißen will, von dem Standpunkt einer solchen Civilisation aus, kaum erst im Besitz von Schriftzügen, den transzendentalen Idealismus zu denken und zu leben! Gerade in der Nacht des Innern ist eben der Inder zu Haus; ihm ergeht es wie dem Blinden, der im hellen Licht des Tages arg im Nachtheil ist, im Dunkeln dagegen seinen Weg sicherer als alle Anderen findet. Senkt sich auf die ungeheure Weltstadt London jene undurchdringliche Finsterniß des Nebels nieder, gegen welche die stärksten Lichtquellen nichts auszurichten vermögen, da giebt es in Nothfällen nur eine Hilfe: die Blinden! Diese Führer darf man aber nicht antreiben wollen, schneller zu gehen oder einen kürzeren Weg einzuschlagen; sie gehen ihren gewohnten vorsichtigen Schritt und ihre gewohnten Zickzackwege, wo ihre kundige Hand tausend ihnen allein bekannte Merkmale tastend wiederfindet; und so gelangen sie mit unfehlbarer Sicherheit ans Ziel.

Wien. Houston Stewart Chamberlain.

Selbstanzeigen.

Hohenzollern. C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin.

Dieses Buch erhebt keineswegs den Anspruch, in der Weise der Droysen und Ranke die Vergangenheit und die Geschichte des Hohenzollernhauses objektiv zu entwickeln. Ich gestehe vielmehr offen, daß ich im Gegensatz zu diesen Großmeistern durchaus subjektiv schreibe und daß ich eigentlich gar nichts Vergangenes erzählen, sondern die lebendige Gegenwart schildern will. Da ich im Hauptamt Journalist bin, so liegt mir das Bedürfniß nach Aktualität wohl im Blut. Ich halte, wie ich schon vielfach aussprechen mußte, unser heutiges politisches Leben in vielen Dingen für ungesund, eben so in der Ueberschätzung der Masse und ihrer Geltung wie in der Ueberspannung der fürstlichen Ansprüche. Da ich jedoch theoretische Auseinandersetzungen über politische Grundbegriffe für furchtbar langweilig halte, ziehe ich vor, menschliche Gestalten zu zeichnen, um an ihren Tugenden und Lastern, an ihrem Leisten und Mißlingen darzulegen, was uns heute bitter noththut. Ich gestehe zugleich, daß ich zu den altväterischen Leuten gehöre, die in der Auffassung unseres ersten Kaisers vom Fürstenberuf und von der Bedeutung der Handlanger die Erfüllung ihres Ideals erblicken.

Dr. Paul Liman.

Eine sonderbare Hochzeitreise. Moderner Verlag, Wien 1905.

Ein irreführender Titel; denn die Novelle, die die Marke des Buches trägt, beginnt nicht auf der ersten Seite des Buches. Ich wollte auch das schwere Gewicht der Aufmerksamkeit nicht auf diese Hochzeitreise lenken, vielmehr den Leser durch die erste Novelle „Die Libelle" überraschen. Ein ungewöhnlicher Tric. Er sei mir verstattet. Im Uebrigen soll gerade die Diskontinuität der Stimmung, von der die Mannichfaltigkeit der Themen zeugt, auch für die Mannichfaltigkeit der Anregungen, denen ich unterworfen war, sprechen. Die Vision in der „Libelle" — das von seinem Träger gelöste Schicksal, das endlich telegonisch auf seinen Träger zurückwirkt — sollte zugleich die Nothwendigkeit der Harmonie des äußeren Geschickes und der traumhaften Disposition eines Menschenkindes zeigen, das sich tief verbunden fühlt mit einer Erscheinung, die als Verkörperung aller seiner eigenen Erlebnißmöglichkeiten in der Welt herumflattert: der Libelle. Die nächste der sieben Geschichten, auf die ich das Augenmerk lenken will, ist die, die dem Buch den Namen gegeben hat, also doch die „Hochzeitreise". Eine „Humoreske" vielleicht? Nicht ganz zuverlässig. Denn hinter dem tollen und amusanten Wirrwarr dieser „Hochzeitreise" steht ein gar spukhaftes Phänomen: das Daimonion einer wahrhaftigen Traumseele. Dämmerhaft gleiten tiefe Schicksale und schwerwiegende Möglichkeiten an ihr vorbei: sie selbst eine Marionette in der Pantomime ihres Lebens. Aber wer lachen will, mag immerhin lachen. Dann „Der Retter": ein Beweis, wie wenig die Frau, ich meine die beste, eine, die ein Schicksal haben und geben kann, geeignet ist, auf dem Wege der Schuld ihre Befreiung zu finden. Die „Sünde" ist in diesen Blättern erschienen. Ich empfehle sie Herrn Hans Pfitzner als Operntext. Man muß sich die Zergliederung der Elemente, aus denen sich die Hingabe der Eva bei jener geschilderten Apokalypse zusammensetzt, gefallen lassen.

(Es schmeichelt den Männern gewiß, daß es die That ist, die endgiltig das Weib erobert.) Zum Schluß, in „Zwei vergnügte Tage", wollte ich einen Scherz geben. Nicht übler, hoffe ich, als andere Scherze. Der Leser mag es sich nicht verdrießen lassen, sich die Basis zur Beurtheilung dieses Buches für eine Mark zu kaufen.

Wien. Grete Meisel-Heß.

Wilhelm Busch-Album. Hundertstes Tausend. Numerirte Jubiläums-Liebhaber-Ausgabe. München, Fr. Bassermann.

Wenn ein kostspieliges Prachtwerk eine Auflage von hunderttausend Exemplaren erlebt, ist der Verleger wohl berechtigt, dieses Ereigniß zu feiern. Aber diese Jubiläums-Ausgabe habe ich nicht etwa veranstaltet, weil ich von der allgemeinen Gedenkfeiern-Epidemie mit angesteckt bin, sondern, weil ich die Hauptwerke meines lieben alten Freundes bei dieser Gelegenheit endlich einmal in dem Gewand erscheinen lassen wollte, das mir ihrer annähernd würdig scheint und in dem sie seinen Verehrern hoffentlich besondere Freude machen. Ich habe das Album, diesen wirklichen Hausschatz des Humors, auf schweres Büttenpapier drucken, in einen Einband binden lassen, dessen breiter Rücken und große Ecken aus Pergament sind und dessen Deckel den so charakteristischen Namenszug Buschs trägt. Dem allbekannten Text habe ich Buschs Selbstbiographie „Von mir über mich" vorgesetzt und zwei Portraits von ihm eingefügt, die aus der Hauptzeit seines Schaffens stammen und mich an die schönsten mit dem Freunde verlebten Tage erinnern. Das eine, noch in langem Künstlerhaar ohne Vollbart, zeigt Busch in der ersten Blüthe seiner Thätigkeit, als seine Beiträge zu den „Fliegenden", sein „Max und Moritz", sein „Heiliger Antonius" ihn, kaum am literarisch-künstlerischen Horizont aufgetaucht, zum weit berühmten Mann gemacht hatten; das andere giebt ein Bild von ihm, als er in den siebenziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts auf der Höhe seines Schaffens stand, als er uns „die fromme Helene", die „Kritik des Herzens" und die anderen Werke gab. Das erste Bildniß weist mich auf die Zeit zurück, da ich, der um sechs Jahr Jüngere, das Glück hatte, diesen herrlichen Menschen kennen zu lernen, mit ihm eine Freundschaft schließen zu dürfen, die mir für Herz und Geist so unendlich viel bot, daß ich dem Schicksal dafür danke, so lange ich lebe. Das spätere Bild erinnert mich an die Wochen, die Busch bei mir, der sein Verleger geworden war und eine Familie gegründet hatte, in Heidelberg verlebte. In unserer Kinderstube hat er die Studien zur Behandlung Klein-Julchens durch Frau Knopp gemacht, in den Weinstuben beobachtete er die Philister und Originale der Universitätsstadt, abends aber saß er, die lange Pfeife rauchend, mit meiner jungen Frau und mir in traulich ernsten Gesprächen, während derer manchmal die Bibel vor ihm lag. Das Buch Jesus Sirach namentlich hatte es ihm angethan. Es war eine schöne, reiche Zeit. Ueber vierzig Jahre verbindet mich ihm nun treue Freundschaft, aber gesehen und gesprochen habe ich ihn lange nicht mehr. Er hat sich in die Einsamkeit zurückgezogen. „So stehe ich denn tief unten an der Schattenseite des Berges. Aber ich bin nicht grämlich geworden, sondern wohlgemuth, halb schmunzelnd, halb gerührt, höre ich das fröhliche Lachen von anderseits her, wo die Jugend im Sonnenschein nachrückt und hoffnungfreudig nach oben strebt." Das sind die schönen Schlußworte seiner Selbstbiographie.

München. Otto Fr. Bassermann.

Das Götterbild.

In tiefer Nacht kam er nach Haus, schon bald gegen Morgengrauen. Sein Herz war voll Bitterkeit. Mit Freunden war er zusammengesessen, beim Wein, und hatte viel und heftig geredet. Was er zutiefst sich dachte von den Aufgaben und Zielen der Menschheit und von der emporweisenden Führerrolle der Kunst, dieses Alles hatte er, wie in heiligstem Fieberwahn, bekannt und mit glühender Zunge verkündet. Und sie hatten ihn verlacht. Erst blöde und staunend angestiert, dann mit gezischelten Banalitäten lieblos unterbrochen und zum Schluß ihn einfach verlacht. Sie Alle hatten ja auch einmal „Ideale" gehabt; aber mit „solch hohem Krims-Krams" gaben sie sich nicht mehr ab. Dafür war das Leben viel zu schwer, die Sorge für den Alltag viel zu drückend. Ja, ehemals wohl, als sie noch „achtzehn Jahre alt" waren und eben erst an den Pforten des Lebens rüttelten, da schwärmten auch sie wohl zum Himmel empor, zum grünen Himmel ihrer Unreife. Aber jetzt waren sie Männer, hatten Frauen und Kinder und, Gott Lob, einen gesicherten Futtertrog. Und da plagten sie sich nicht mehr mit den Phantasmagorien und stolzen Weltbeglückungträumen ihrer Knabenjahre!

So hatten sie gesprochen und ihn heftig zurechtgewiesen. Und da war er verstummt und hatte mit rothem, brennenden Kopf dagesessen. In ihm wühlte es und er hatte ihnen entgegenschreien wollen, daß er nicht blos mit Worten, daß er auch mit der That für die hohe Ueberzeugung seiner Jugend, für sein Festhalten an der Menschheit letzten Zielen kämpfe. Daß er gerade heute, nach Jahre langem, einsamem Ringen, ein Bild vollendet habe, das er „Ein Götterbild" nannte und in dem die ganze Gluth seiner Seele brannte. Aber die Zunge war ihm wie verdorrt. Kein Wort mehr brachte er über die Lippen. Schmerz und Scham wühlten in seinem Inneren. Und so war er bitterlich verstummt.

Dann war er durch taub hallende Straßen einsam nach Hause gewandert. Dumpf hämmerte es in seinem Hirn.

Nun war er daheim. Die trüb flackernde Kerze in der Hand, betrat er sein Atelier. Gespenstisch schwankte sein Schatten durch den hohen Raum und taumelte in schwarzen Riesenfratzen über Möbel und Bilder. Er setzte das Licht auf einen kleinen Tisch und die Dämmerscheine um ihn her begannen, sich zu beruhigen. Gerade vor ihm stand das „Götterbild", mit einem Tuch überdeckt, das er vor dem Weggehen darüber geworfen. Er riß das Tuch herunter und drehte dann den Hahn der elektrischen Leitung auf. Ein voller, heller Lichtstrom ergoß sich durch den Raum.

Da stand sie also vor ihm, die hehre, nackte Göttin, der er zwei Jahre lang jetzt gedient hatte, die Göttin der Erkenntniß, die sich steil und streng aus Flammen erhob: eine Geburt der Flammen, die reglos nach oben schwebte. Die steif heruntergezogenen Füße staken noch im blaugrünen Flammenmeer, das bis zu den Hüften hinaufleckte. Der aufgereckte Oberleib schwebte sanft und ruhig empor in eine silberweiße Atmosphäre, durch die helle Lichtrosen hindurchzuschimmern schienen. Der Leib selbst hatte kaum irdische Farben, sondern zeigte ein vergeistigtes Silbergrün mit allerzartesten Schatten aus Lila. Trotzdem wirkte er als plastische Erscheinung von weicher, fühlbarer Rundheit. Ein jungfräuliches Weib, in seiner ersten herben Blüthe, unnahbar erhaben in strenger Keuschheit, entstieg dort den

Flammen. Die Arme waren schlicht an den Leib gelegt und in den Ellbogen gekrümmt. Der linke Unterarm lag, gleichsam zaghaft schützend, unter den knospenden Brüsten, der rechte hob sich, wie in stiller Mahnung, zur Schulter empor. Ein guter gedrungener Hals trug einen jungen, vom Haar umflossenen Kopf, dessen Antlitz viel Gebietendes und gar nichts Liebe Gewährendes hatte Unter der gewölbten hohen Stirn lagen die Augen groß und reglos, sehend ins Weite gerichtet, ohne Gemüthsbewegung. Und selbst der Mund, der mädchenhaft knospende, erzählte nichts von der Süßigkeit erster Empfindungen. Doch lag es wie ein Hauch von sehnender Unschuld um die weichgerundeten Lippen.

Er stand und schaute. Alles, was in ihm gelebt hatte, was ihn wie mit heiligen Hoffnungen und hohen Wonnen durchzogen hatte, in diesen zwei einsamen glutherfüllten Schaffensjahren, Das quoll jetzt wieder in ihm auf und durchrieselte ihn mit scheuem, leisen Beben. Eine sanfte Genugthuung, daß es ihm gegeben worden war, Solches zu schaffen und die unirdische Stimme seiner Sehnsucht, in einer wesenhaften Gestalt, farbenschöpferisch, zu verdichten, versuchte sich in ihm auszubreiten. Aber Dem widerstritt die aufgestöberte Erregtheit seiner Nerven. Was würden seine Freunde sagen, die Kleingläubigen, die ängstlichen Wirthschaftrechner, wenn sie hier diese Göttin sähen, die er erschaffen hatte und die so fern und so hoch über Allem schwebte, wofür sie sich mühten und erhitzten? Würden sie auch wieder lachen? Würden sie zu lachen wagen? Unmöglich wollte ihm Dieses erscheinen. Wenn nicht vor dieser reinen Göttin, die sie nicht begriffen, so doch vor der redlichen und selbstlosen Hingabe seiner Arbeit, die sie sich ausrechnen konnten, mußten sie Respekt haben Mußten sie? Ach nein! Nur zu sicher wußte er und hatte es bei einem dichtenden Freund leidend miterfahren, daß nicht einmal die natürliche Ehrfurcht vor dem Ernst und der Ehrwürdigkeit des angespannten, reinen, blutenden Schöpferringens die höhnische Bestie im Zaum zu halten vermag, wenn sie in der Menschenbrust sich regt. Und in seinem Ohr erscholl das schneidende und pfeifende Zischen, mit dem eine zum Größenwahn aufgekitzelte, bewußtlose Menge das Werk seines Freundes, ohne es weiter zu wägen, zu prüfen oder auch blos anzuhören, mitleidlos begraben hatte. Warum? Das Werk hatte nun einmal das Mißfallen der Menge erregt: und da gab es keine Schonung, keine Prüfung, keinen Respekt mehr. Niedergezischt und niedergetrampelt! Mit der sinnlosen Wuth einer Lynchjustiz! Und die Frucht Jahre langen Ringens und inbrünstigen Hoffens wurde wie durch passelnden Hagelschlag zerstört.

Ein Schauer glitt über ihn hin.

Wenn auch ihm Das geschah? Wenn man seiner Göttin ins Gesicht spuckte, ihr die Zunge herausstreckte, sie mit dem Geifer unfläthiger Redensarten besudelte? Das würde er nicht aushalten! Das würde ihm sein, als risse man ihn mitten entzwei und triebe Spott mit seinen Eingeweiden.

Ein Götterbild diesem Haufen preisgeben? Sein Götterbild dieser ruch- und pietätlosen Menge?

Da stand es vor ihm, rein und unbemakelt!

Und seine Augen, die fiebernd umhergegangen waren, strebten nun wieder, mit gesammelter Kraft, zu ihm hin und suchten sich festzusaugen am Anblick seiner Göttin. Wie eine farbige Vision tauchte sie vor ihm auf, mit dem feierlichen Rhythmus ihrer Linien, im unentweihten Bezirk ihrer überirdischen Atmosphäre.

Der reinsten Flamme entschwebend, ganz jungfräuliche Majestät! Die tiefste Gewalt aber strömte aus von ihren großen, fernen Augen, die so weit über alles Menschliche hinaus ihre Sehkraft richteten, mit einem matt metallischen unheimlichen Glimmen. Etwas Forderndes hatten diese Augen, etwas Unmenschliches, Erbarmungloses. Sie forderten . . . einen strengen Dienst. Unbeugsamkeit! Entsagung! Und stets gerüstete Streitbarkeit! Sie forderten . . . die unbedingteste Hingabe. Zurückweisung jedes Unwürdigen! Verbannung aller Schwäche! Rücksichtlosen Opfermuth! Sie forderten . . .

Es flimmerte ihm vor den Augen. Was . . . forderten sie . . . noch? Sie forderten: Verschließe mich vor der götterlosen Menge oder — vernichte mich! Die Augen blickten unerbittlich. Für sein scheues, blinzelndes Flehen um ein Wenig Nachsicht hatten sie keinen Sinn, kein Erbarmen. Verschließe mich — oder —?

Ja, konnte er sie denn verschließen? War es nicht sein sehnlichst genährter, eifersüchtiger Traum, ihr einen Altar zu errichten auf offenem Markt und die Menge vor ihr in die Knie zu zwingen? Hing nicht sein ganzes menschheitpriesterliches Wünschen, hing nicht der vollste Rausch seines Künstlerehrgeizes daran? Freilich, seines Ehrgeizes! Wie hätte er es leugnen können? Und mehr noch als der Ehrgeiz hing daran, — auch . . . seine Eitelkeit! Ja, er wollte prunken mit dem Bilde, das der Kunst seiner Hände gelungen war! Prahlen wollte er mit der Gottheit, die ihm in seinen stillsten, weihevollsten Stunden gnadenvoll sich offenbart hatte. Der Schmutz dieses Wünschens klebte schon an seinen Fingern. Die Unheiligkeit dieses Trachtens glomm schon in seinen Augen. Er wollte sie preisgeben, die Göttin! Wem preisgeben? Der Verehrung und Andacht? O nein! Der müßigen Neugier, der zerstreuten Gafflust, der respektlosen Zudringlichkeit, der ironischen Blasirtheit, dem banausischen Dünkel, dem Spott, dem Gelächter, der Verhöhnung! Keins davon würde ausbleiben. Und seine Göttin, die, noch von keines Sterblichen Blick gestreift, weltentrückt, flammenumkreist, ihm entgegenschwebte, nur seine Göttin, sie würde besudelt und abgegriffen zu ihm zurückkehren, eine Allerweltgottheit!

Also . . . verschließen . . . sollte er sie? Ein Zittern durchlief ihn. Der Gedanke dünkte ihn ungeheuerlich Er war gleichbedeutend mit lebendigem Begraben aller seiner Hoffnungen.

Und würde er die Kraft haben, das Gebot auszuführen? Es dauernd auszuführen? Jetzt vielleicht, ein Jahr lang oder zwei, vielleicht auch nur ein paar Monate (oder Wochen) . . . So lange diese Erregung noch in ihm glühte, würde er wohl Stand halten können. Dann aber? Welche Gewähr gab es, daß er nicht später einmal . . .?

Der Schweiß stand ihm auf der Stirn und seine Augen gingen wieder empor und trafen sich mit den strengen Augen der Göttin der Erkenntniß.

Vernichte mich! Vernichte mich! sprachen diese Augen. Und je tiefer und hingegebener er in sie hineinblickte, desto deutlicher, desto gebieterischer riefen sie ihn an: Vernichte mich!

Seine fiebernde Hand fuhr tastend über den Tisch hin. Dort glänzte Etwas und blinzelte tückisch-bereit zu ihm hin. Und schon war es in seiner Hand. Er hatte es fest umfaßt. Er hob den Arm. Der Stahl blinkte.

Aber nein! Er konnte nicht! Zu himmlisch schön, zu gnadenreich herrlich schwebte der jungfräuliche Leib der erhabenen Göttin auf ihn zu, sein Herz mit weher Liebeswonne erfüllend! Er hätte ihn küssen mögen, diesen Leib!

Was . . . hätte er mögen?

„Vernichte mich! Vernichte mich!“ schrien lauter als je und gleichsam angstbebend der Göttin weite, weltentrückte Augen. Er stand da und wetzte die Zähne, von einem furchtbaren Schwindel erfaßt. Kein Zweifel: er mußte es thun!

Aber so lange er sie sah, konnte er nicht. Rasch entschlossen drehte er den Hahn der elektrischen Leitung ab. Brauende Dunkelheit umhüllte ihn und das Zimmer. Nur dort, an jener Wand, da hob sich ein matter Dämmerschein, den der frühste Morgen durch das Fenster warf. Da stand sie, leise grau übersponnen, sie, die er opfern mußte, — sie selbst, seine Göttin!

Sein Buckel krümmte sich wie der eines Raubthieres. Ein Knirschen ging durch seinen ganzen Leib. Das Messer blitzte. Und kreuz, quer fuhr der ergrimmte Stahl durch den unberührten Mädchenleib der Göttin. Zerschnitten klaffte das Bild auseinander.

Es fiel Etwas klirrend zur Erde. Es taumelte Einer hin und lag röchelnd am Boden, von Ohnmacht umfangen. Schweigen starrte ins Gemach.

Durch das hohe Atelierfenster stahl sich ein zager, silbergrauer Strahl und irrte scheu und tastend umher . . .

Wien. Franz Servaes.

G. m. b. H.

Das Streben nach Erweiterung des Kurenverkehrs und des Handels in Antheilen der Gesellschaften mit beschränkter Haftung wird mit dem Wunsch begründet, stärkere Kautelen für das große Publikum zu schaffen. Das sei unbedingt nöthig. Für das Kurengebiet habe ich schon zu zeigen versucht, was von solchem Gerede zu halten ist. Aber auch mit den Antheilen der G. m. b. H. muß man sich jetzt beschäftigen. Die neuste Errungenschaft ist eine von der Diskontogesellschaft eröffnete „Vermittelungstelle für den An- und Verkauf von Antheilen der Gesellschaften m. b. H.“ In den ersten Junitagen war unter Mitwirkung dieses Institutes eine Treuhandgesellschaft, die „Revision- und Vermögensverwaltungstelle Aktiengesellschaft“, gegründet worden, der nun der neue Vermittelungdienst angegliedert werden soll. Nur die Antheile der G. m. b. H., deren innere Verhältnisse von dieser Treuhandgesellschaft geprüft sind, sollen berücksichtigt werden. Ob auf diesem Weg ein zuverlässiges Urtheil über die Eigenschaften der in Frage kommenden Gesellschaften erreicht werden kann, ist immerhin zweifelhaft. Da die Geschäftslage der G. m. b. H. selten ganz leicht zu erkennen ist, muß jedenfalls ungemein genau geprüft werden, ehe es ans Vermitteln geht. Denn man will ja Kautelen fürs große Publikum schaffen.

Das Gesetz über die G. m b. H., das seit dem zwanzigsten April 1892 gilt, verdankt seine Entstehung der im Geschäftsverkehr schon lange gespürten Nothwendigkeit, zwischen Offener Handelsgesellschaft und Aktiengesellschaft eine Form zu finden, die eine Möglichkeit bot, mit relativ kleinem Kapital sich zum Betrieb eines Unternehmens zusammenzuthun, ohne dabei mit dem vollen Vermögen für die Verbindlichkeiten haften zu müssen. Die G. m. b. H. haben also ursprünglich mit der Aktiengesellschaft nichts gemein; sie sind für kleine Kreise Intimer ge-

schaffen. Jetzt aber soll plötzlich ein offizielles An- und Verkaufsbureau für Antheile der G. m. b. H. nöthig geworden sein, weil die Grenze zwischen ihr und der Aktiengesellschaft kaum noch deutlich zu ziehen sei. Diese Behauptung ist nicht ganz falsch. Die Antheile der G. m. b. H. sind in Kreise gedrungen, die ihnen verschlossen bleiben sollten, und haben sich dadurch von selbst einen Markt geschaffen, der schärferer Kontrole bedurfte. Von einer Aehnlichkeit beider Gesellschaftformen könnte man mit gutem Grund aber nur sprechen, wenn die gesetzlichen Bestimmungen geändert worden wären. Das ist einstweilen nicht geschehen. Die unbeschränkte Bewegungfreiheit des Dividendenpapiers ist wenigstens mit gewissen Garantien erkauft, die das Aktienrecht festgesetzt hat. Diese Garantien müßten auch für Kuxe und Antheile der G. m. b. H. gesichert sein, ehe man ihnen einen offenen Markt schafft, wie ihn die Aktie an der Börse hat. Die Ausrede, die Vermittelungstelle solle nicht den Verkehr in Antheilen der G. m. b. H. erweitern, sondern nur eine Kontrolstation für das Publikum sein, würde nicht wirken: da diese Papiere nur für einen engen Personenkreis bestimmt sind, ist eine für ein größeres Publikum bestimmte Einrichtung unnöthig; statt die ungerechtfertigte Ausdehnung des Handels in Antheilen der G. m. b. H. zu sanktioniren, sollte man ihn auf den Boden zurückdrängen, auf dem diese brauchbare Gesellschaftform vor Gefahren geschützt ist.

Daß sie nöthig war, ist nicht zu bestreiten. Für welche Fälle? Das haben die Motive des Gesetzes ausdrücklich gesagt. Erstens: wenn gewerbliche Unternehmungen auf mehrere Erben übergehen, die, ohne selbst die Geschäfte führen zu können, doch auf die Erhaltung des Unternehmens und seine Fortführung für die Familie Werth legen; zweitens: wenn ein überschuldetes Geschäft von den Gläubigern übernommen und für eigene Rechnung weitergeführt werden muß; drittens: wenn es sich um größere Unternehmungen mit mehreren Gesellschaftern und entsprechendem Kapital handelt, bei denen die Vorschriften über die Aktiengesellschaften nicht den Interessen des zweckmäßigen und erfolgreichen Betriebes entsprechen, wie etwa bei Kolonialgesellschaften; viertens: wenn besondere Verhältnisse des Unternehmens, wie die Verschiedenartigkeit, vielleicht auch die räumliche Entfernung der einzelnen Theile des Betriebes oder die besonderen Wechselfälle, denen es der Natur seines Gegenstandes nach ausgesetzt ist, eine Beschränkung der Haftung fordern. Ich führe diese Bestimmungen an, um zu zeigen, daß nach der Absicht des Gesetzgebers die G. m. b. H. nicht viel mehr sein sollte als eine für Familiengründungen passende Form. Außerdem wollte man „die Assoziation von Kapital und Intelligenz erleichtern", um der Individualität auch im geschäftlichen Betrieb Geltung zu verschaffen, ohne sie, wie in der Offenen Handelsgesellschaft, mit dem vollen Vermögen haften zu lassen. Daß die neue Gesellschaftform rasch Beifall fand, verdankt sie nicht nur ihren guten Seiten. Eine G. m. b. H. ist leicht gegründet; viel Kapital wird nicht gebraucht, man kann eine Weile Schulden machen und, wenns nicht weiter geht, die Bude schließen. Passiren kann Einem dabei nicht viel, da der Gesellschafter nur mit seinem Geschäftsantheil, nicht mit seinem ganzen Vermögen haftet. Da ists kein Wunder, daß wir im Deutschen Reich heute schon siebentausend G. m. b. H. haben; die Aktiengesellschaften, die in ihrer heutigen Gestalt doch schon ein ganzes Menschenalter leben, bleiben weit hinter dieser Ziffer zurück. Im September 1905 sind 133 G. m. b. H. mit 14 Millionen Kapital gegründet worden; dagegen nur 15 Aktiengesellschaften, die allerdings ein Kapital

von 25 Millionen beanspruchten. Die neue Form wäre nicht so oft benutzt worden, wenn man sich streng an den vom Gesetzgeber gewollten Zweck gehalten hätte. Das geschah aber nicht. In jedem Geschäftsbezirk giebt es jetzt G. m. b. H. Geld- und Kreditinstitute, Terraingesellschaften, Transportunternehmen, Bergwerks- und Hüttenbetriebe, Textil- und Chemische Fabriken, Mühlen- und Brotfabriken, Brauereien, Brennereien und Malzfabriken, Maschinenfabriken, Elektrizitätwerke, Papierfabriken, Druckereien, Gasgesellschaften, Missionarvereine, Sport- und Theaterunternehmen: überall hat man sich in die beschränkte Haftung gerettet. Der Wirkensumfang der Aktiengesellschaft ist also erreicht, obwohl die G. m. b. H. ein Mittelding zwischen Offener Handelsgesellschaft und Aktiengesellschaft, also jedenfalls weniger als diese sein sollte. Unter solchen Umständen wäre vielleicht das Reichsgesetz vom April 1892 zu revidiren, nicht aber ein uneingezäunter Markt für die Antheile an Gesellschaften zu erstreben, die über ihren ursprünglichen Zweck hinausgewachsen sind.

Die Berliner Handelskammer hat diese Verhältnisse zum Gegenstand eine Enquete gemacht, deren Ergebnisse eine im Juli an den Finanzminister gerichtete Petition gegen die in Aussicht genommene Besteuerung der G. m. b. H. meldet. Danach bestanden am ersten Januar 1905 allein in Berlin 813 ins Handelsregister eingetragene und zur Gewerbesteuer veranlagte Gesellschaften mit beschränkter Haftung, die mit einem Stammkapital von 393,31 Millionen Mark arbeiteten; darunter waren nur 48 Familiengründungen und nur 20 Gesellschaften mit nicht wirthschaftlichem Zweck, an die das Gesetz doch in erster Linie gedacht hat. Die meisten G. m. b. H. hatten sich also auf dem Gebiet angesiedelt, das der Aktiengesellschaft zugedacht war. Um die Wirkung dieser Thatsache abzuschwächen, behauptete man, das „wesentliche" Grundprinzip, kleiner Theilnehmerkreis und individueller Betrieb, sei im Allgemeinen wenigstens erhalten geblieben; unter den 813 berliner Gesellschaften seien nur 147 mit mehr als vier Gründern und bei 618 führten die Gründer selbst die Geschäfte. Damit ist aber in Wirklichkeit gar nichts für die Erhaltung des Prinzips bewiesen; nicht auf die Zahl der Gründer, sondern auf die der Antheilbesitzer kommt es an. Ist diese Zahl nicht klein, dann ist die Absicht nicht erreicht, nur einen engen Personenkreis zu betheiligen; und wäre sie klein, dann brauchte die Diskontogesellschaft nicht eine Kontrolstation für diese Antheile zu schaffen. Man hat eben zwar die Haftung, aber nicht die Zahl der Antheilbesitzer beschränkt.

Wenn der Gesetzgeber mit der Möglichkeit gerechnet hätte, daß mit diesen Antheilen gehandelt werden könne wie mit Aktien, dann hätte er die Gründung solcher Gesellschaften nicht so leicht gemacht und vor Allem die Veröffentlichung der Bilanz und des Geschäftsberichtes vorgeschrieben. Nur die Banken und Versicherunganstalten m. b. H. brauchen aber Bilanzen zu veröffentlichen. Die Gründung einer Aktiengesellschaft ist strengen Vorschriften unterworfen, die das Publikum nach Möglichkeit vor Trug schützen sollen; bei der G. m. b. H. genügt die Eintragung in das Handelsregister, die nur voraussetzt, daß mindestens ein Viertel der Stammeinlagen eingezahlt ist. Bei dem vorgeschriebenen Mindestkapital von 20 000 Mark genügt also eine Einzahlung von 5000 Mark, um die Eintragung ins Handelsregister zu ermöglichen. Oft werden auch Sacheinlagen gemacht, Patente, Grundstücke und ähnliche Dinge, bei denen eine Festsetzung nach Art und Geldwerth im Gesellschaftvertrag genügt. Die Angaben werden ins Handelsregister aufgenommen und können dort von Jedem geprüft werden. Diese Prüfung liefert aber Den

der Antheile der Gesellschaft kaufen will, natürlich keine ausreichende Bürgschaft; er lernt da nur die Oberfläche, nicht die Grundlage kennen. Recht viele Leute haben denn auch ihr schönes Geld in faule G. m. H. gesteckt, die ihnen durch hohe Sacheinlagen gesichert schienen. Besonders leicht arbeitet sichs mit Patenten; da man sie in beliebiger Höhe bewerthen kann, sind schnell Gesellschaften mit einem Stammkapital von Hunderttausenden hervorzuzaubern, die in Wirklichkeit kaum die Betriebsmittel für einen Monat in der Kasse haben. Wer diesen Zustand rügt, bekommt die Antwort, die G. m. b. H., die keine frei übertragbaren Antheilscheine ausgeben dürfe, brauche nicht die selben Vorsichtmaßregeln wie eine Aktiengesellschaft. Der Verkauf der Antheilscheine ist ja auch wirklich nicht so leicht (zur Uebertragung eines Stammantheils ist die Zustimmung der Gesellschafter und notarielle Beurkundung erforderlich), aber wir haben heute mindestens eben so viele zweifelhafte Gesellschaften der jüngeren wie der älteren Form. Auf beiden Gebieten wird gesündigt. Das spricht nicht gegen die G. m. b. H. Soll der Verkauf ihrer Antheilscheine aber erleichtert werden, dann brauchen wir Schutz gegen die Verlockung zur Sünde.

Die G. m. b. H. soll in Preußen nun, wie die Aktiengesellschaft, besteuert werden. Diese Absicht ist vielfach getadelt worden; sie soll ungerecht sein, weil sie die Geschäftsinhaber doppelt besteure, und außerdem schädlich, weil die G. m. b. H. die „einzige lebensfähige Neubildung der modernen Wirthschaftgesetzgebung sei" und man ihr das Leben deshalb nicht erschweren dürfe. Ist die Steuer wirklich ungerecht? Die Aktiengesellschaften sind schon lange damit belastet. Da die G. m. b. H. immer weiter ins Gebiet der Aktiengesellschaft vordrängt, muß sie, wie diese, besteuert werden; sonst wird sie noch öfter, als es jetzt schon geschieht, von Leuten gewählt werden, die einen großkapitalistischen Betrieb der Steuer entziehen wollen. Von den 7000 deutschen Gesellschaften haben die meisten allerdings nur ein Kapital von 20 000 bis 500 000 Mark; Hunderte aber haben Stammkapitalien von Millionen, bis zu 30 und 40 sogar. Beispiele: die zur Ausbeutung von Grubenfeldern der Internationalen Bohrgesellschaft in Erkelenz gegründete Rheinisch-Westfälische Bergwerkgesellschaft m. b. H.; Herne G. m. b. H.; die Bankfirma Hardy & Co. in Berlin; manche Terraingesellschaften; das vom Schaaffhausenschen Bankverein errichtete Syndikatskontor; die Liste könnte leicht verlängert wer den. Sollen auch sie steuerfrei bleiben? Den Familiengründungen und den Gesellschaften mit höchstens 100 000 Mark Stammkapital hat der Finanzminister ja Steuerfreiheit versprochen. Ungerecht kann ich den Plan also nicht finden.

Die Kommanditgesellschaft, in der gegenseitige Kündigung möglich ist und mindestens ein Gesellschafter mit seinem ganzen Vermögen haftet, wird immer nur einen begrenzten Raum vor sich haben; eben so die Aktiengesellschaft, schon wegen ihrer komplizirten Form. Die G. m. b. H. kann also noch viel Boden gewinnen. Gerade der Blick auf diese Entwickelungmöglichkeit läßt aber den Wunsch nach einer Aenderung des Gesetzes entstehen, dessen Normen schon dem heutigen Zustand nicht mehr genügen. Auch diese Gesellschaften müssen gezwungen werden, ihre Bilanz zu veröffentlichen; dann erst läßt ihre Kreditwürdigkeit sich gründlich prüfen. Mit der Haftung ist ja auch die Kreditbasis beschränkt; um so klarer muß die Geschäftslage zu erkennen sein. Nur solche Modernisirung, nicht eine „Vermittlungstelle", könnte die als brauchbar bewährte Form vor wachsendem Mißtrauen schützen.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Dampfpflüge

bauen wir in den bewährtesten Constructionen.

Strassenlocomotiven

und

Dampfstrassenwalzen

bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen practischen Grössen und zu den mässigsten Preisen.

John Fowler & Co.

in Magdeburg.

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil und ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert.

Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70

Das Geheimnis der Seele ergründet!

Soeben erscheint: Hudson,

Das Gesetz der psychischen Erscheinungen.

2. Aufl. In 7 Lieferungen à Mk. 1.20. Eleg. brosch. Mk. 8.40, geb. Mk. 10.—.

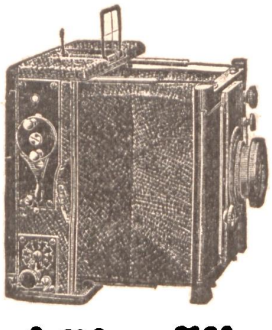
Verlag von Arwed Strauch, Leipzig.

„Glidin"

NERVEN-

Dr. Klopfer's Weizen-Lecithin-Eiweiss ist von sauberster Herkunft. Auf Grund seiner Reizlosigkeit u. seines **natürl.** Gehalts an Lecithin ist **„Glidin"** ein **hervorragendes Kräftigungsmittel.** Es befördert die Bildung neuen Blutes, den Aufbau von Körpersubstanz u. bewirkt bei abgemagerten, blutarmen, bleichsüchtigen und in der Ernährung zurückgebliebenen Personen schon nach kurzer Zeit **Vermehrung des Appetits und Kräftigung des gesamten Organismus.**

Preis 1 Pak., reichend f. einen Wochenbedarf 1,20 M. Man verl. Glidin, in Apotheken u. Drogengeschäften. Dr. Volkmar Klopfer, Dresd.-Leubnitz.



Goerz-Anschütz-Klapp-Camera

mit

Goerz-Doppel-Anastigmat.

Erstklassig, handlich, leicht, für Zeit- und Momentaufnahmen (bis $^1/_{1000}$ Sekunde) eingerichtet, gestattet mit Goerz-Tele-Ansatz Fernaufnahmen. Zu beziehen durch alle photographischen Handlungen und durch:

Optische Anstalt C. P. Goerz, Aktien-Gesellschaft

Berlin-Friedenau 56

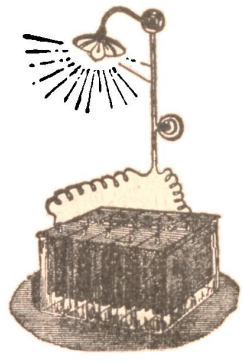
London 1/6 Holborn Circus, E. C. * **Paris** 22 Rue de l'Entrepôt. * **New York** 52 East Union Square.

Kataloge über photographische Artikel und Triëder Binocles (Prismenferngläser) gratis.

*

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 75 Pfg.

Schramm & Echtermeyer
Gegründet 1835. Dresden A4.
Landhausstrasse 27.
ca. 400 Sorten Cigarren
von den billigsten Preislagen an.
Deutsche Fabrikate. Habana-Import.
Helle Farben.
Cigaretten, in- u. ausländische Fabrikate.
Lieferanten vieler Höfe und Offizier - Casinos.
Preisbücher stehen zu Diensten.



Osmiumlicht
mit Cupron - Element
Billigste Kleinbeleuchtung.
Dauerbetrieb möglich.
Komplette Anlagen von 25 ℳ an.
Prospekte kostenlos.
Umbreit & Matthes,
Leipzig-Plagwitz26.

Poetko's Apfelwein
in Flaschen à 6/10 L., naturrein,
unbegrenzt klarhaltbar,
versendet in Kisten von 30 Fl. aufwärts à 30 Pf., Auslese à 50 Pf. exkl. Glas u. Kiste ab hier gegen Kasse oder Nachn.
Ferd. Poetko, Guben18.
Grösste Apfelweinkelterei Norddeutschl.

„Observer" Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien I, Concordiaplatz 4,
liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach- und Wochenschriften aller Staaten und versendet an seine Abonnenten
Zeitungs-Ausschnitte
über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis.

Linden-Buffet
Unter den Linden 31
Vornehmstes und modernstes Weinrestaurant
mit englisch-amerik. Buffet
Elite-Concert bis 3 Uhr Nachts.

Lebens-Versicherung.
Unfall- **VICTORIA zu BERLIN.** Haftpflicht-
Lebens-Versicherungsbestand: über 1 Milliarde u. 200 Millionen Mk.
Gesamt-Vermögen: über 1/2 Milliarde Mk.
Prämien- und Zinsen-Einnahme in 1904: 105,473,467 Mk.
Pro 1904 erhalten die Versicherten 20,945,543 Mark Überschuss als Dividende.
Volks-Versicherung.
Einbruch- **VICTORIA.** Diebstahl-
FEUER-VERSICHERUNGS-ACTIEN-GESELLSCHAFT.
Ganz neue liberalste Bedingungen.
Feuer-Versicherung.

Diabetes! **Bauer'sches Spezial-Institut für Diabetiker, Koetzschenbroda Sachsen.** Neues kombiniertes, naturwissenschaftlich begründetes **praktisch bewährtes Heilverfahren.**

Für Künstler! Maler, Bildhauer, Architekten, Fach- und Amateur-Photographen, Kunstfreunde etc.

Die Körperschönheit des Weibes

(Weibliche Grazie).

Mit Beiträgen hervorragender Gelehrter u. Künstler aller Länder u

100 malerischen Aktstudien in Farbendruck.

Künstlerische Freilichtaufnahmen weiblicher Körper von entzückender Schönheit und in prachtvoller Wiedergabe. 5 Prachtbände in hochoriginellerAusstattung zum Preise von 4 M. für jed. Bd. Ausgabe in 5 Leinenprachtbänden M. 6.— jed Bd. **Wir liefern** einen Band zur Probe für Mark 4.30 franko, alle 5 Bände für Mark 20.25 franko gegen Voreinsendung des Betrages oder Nachnahme. Probeband der Prachtausg. M. 6 30 frk., alle 5 Bde. M. 30.50 frk. (Nachn. 30 Pfg. mehr. Bei Sendungen nach dem Auslande entsprechendes Mehrporto.) Auf Wunsch liefern wir monatlich einen Band gegen Nachnahme, das ganze Werk auch gegen monatl. Ratenzahlungen von 3—5 Mk.

Kunstverlag Klemm & Beckmann, Stuttgart 38 a.

„Wendt's Patent-Cigarren sind für empfindliche Raucher die gesundheitsdienlichsten Tabakfabrikate der Gegenwart".

Dr. G. v. Lagerheim,
Professor an der Universität Stockholm.

• • •

Wendt's Patent-Cigarren No. 5 A, Perfectos, 100 Stück **6 Mark**
Eine in dieser Preislage besonders beliebte Sorte.
Unter Garantie der Zurücknahme auf Kosten der Fabrik, wenn Cigarren nicht durchaus befriedigen.

Absorption des Nicotins und der giftigen Verbrennungsgase.

Nach dem Geheimen Hofrat Universitäts-Professor Dr. med. Hugo Gerold.

D.R.P. 145727

D. R. P. 68648

Wendt's Patent-Cigarren

nach Universitäts-Professor Dr. H. Thoms-Berlin.

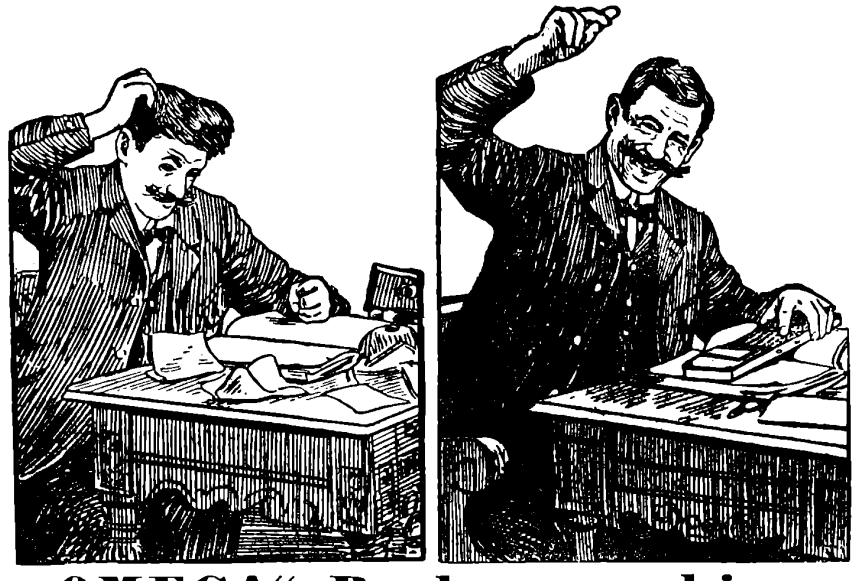
Fabrikate direct zu haben in Preislagen von 34 bis 300 Mark, in allen Geschmacksrichtungen, Grössen, Qualitäten u. Quantitäten (auch Proben). Preisliste und Broschüre gratis.

Wendt's Cigarrenfabr. Aktienges., Bremen, Postfach 337.

Gerade so geht es

auch Ihnen oder Ihren Angestellten

ohne und **mit**



„OMEGA“ Rechenmaschine.

D. R. P. u. Ausl. Pat. ang. **Preis 38 Mark.**

Addiert, Subtrahiert, Multipliciert, Dividiert.

Capacität 999, 999, 999.

Multiplikationen und Divisionen bis zu 9 Stellen, Additionen grosser Zahlenreihen, sowie Subtraktionen etc. werden **ohne jede geistige Anstrengung** und **schneller** als beim gewöhnlichen Rechnen ausgeführt. Die Omega ist ein unentbehrlicher Zeit- und Geld-Sparer für jeden Kaufmann und Techniker. Bitte verlangen Sie gefl. heute noch gratis und franko illustr. Prospekt nebst Anerkennungs-Schreiben von

JUSTIN WM. BAMBERGER & Co., Präzisions-Maschinenfabrik, **München-Z.**

Vertreter in allen Ländern gesucht!

Ibach, 1794 gegründet, **Hofpianofortefabrik,**
BERLIN W., Potsdamer Strasse 22 b.

Flügel u. Pianinos
in allen Holz- und Stil-Arten.

Event. Eintausch älterer Instrumente bei Neukauf.

Vorzügliche Stimmungen.

St. Louis 1904 Grand Prix.

Sanatorium Dr. Passow Meiningen i. Thüringen für **Nervenkranke** u. **Entziehungskuren.** Moderne physikalisch-diätetisch geleitete Anstalt mit familiärem Charakter. Besitzer: **Nervenarzt Dr. med. A. Passow.** Langj. Assist.

Morphium- Entziehungskuren leitet im Hause der Patienten
R. Rehfeld. Adr. Berlin NW. 5, Rathenowerstr. 25.

Hintze-Pianos. Bülowstr. 50

Inh. **Carl H. Hintze,** Großherzogl. Sächsischer u. Badischer Hoflieferant. Flügel- u. Pianino-Fabrik. Pianinos von 400 M. an bis zu den besten Konzert-Pianinos zu 650, 750 M. ꝛc. Flügel von 950 M. an. Gebrauchte Pianinos 250 M. Gebrauchte Flügel ca. 950 an, darunter **Bechstein, Biese, Duysen, Schwechten, Kaps, Steinway & Sons,** auch billig zur Miete, neu und gebraucht, event. ohne Transportkosten. Große Auswahl. Kulante Zahlungsbedingungen. Illustr. Katalog gratis und franko.

Vornehme Herren-Garderobe Anzüge nach Maass von 48 Mark an.
Grosse Auswahl englischer u. deutscher Stoffe.
S. Klinkowski, Berlin W., Leipzigerstr. 24 II. Telephon Amt I, 3522.

J. D. Sauerländers Verlag in Frankfurt a. M.

Soeben erschienen die ersten sechs Hefte (I. Semester) der **neuen Zeitschrift:**

„Mutterschutz"

Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik.

Herausgegeben

von

Dr. phil. Helene Stöcker,

Berlin-Wilmersdorf.

Preis: Halbjährlich (6 Hefte) M. 3.—; Einzelheft 60 Pfg.

Die Zeitschrift stellt sich die Aufgabe, die Probleme der Liebe, Ehe, Freundschaft, Elternschaft, Prostitution, sowie alle damit zusammenhängenden Fragen der Moral und des gesamten sexuellen Lebens nach der philosophischen, historischen, juristischen, medizinischen, sozialen und ethischen Seite zu erörtern, insbesondere gegen die Vorurteile der konventionellen Moral, gegen veraltete, unhaltbar gewordene Meinungen und Institutionen anzukämpfen und für eine neue, natürlichere sexuelle Ethik einzutreten.

Für eine vornehme und sachlicher Behandlung des Stoffes bürgen die Namen der Mitarbeiter, von denen nur die nachstehenden genannt seien:

Ellen Key; Graf Paul von Hoensbroech; Gabriele Reuter; Dr. theol. Friedr. Naumann; Geh. Justizrat Prof. Dr. von Liszt; Dr. med. A. Blaschko; Dr. phil. Walter Borgius; Lily Braun; Hedwig Dohm; Prof. Dr. Chr. v. Ehrenfels; Ilse Frapan-Akunian; Georg Hirth; Ricarda Huch; Prof. Lipps, München; Dr. med. Max Marcuse; Prof. Rein, Jena; Prof. Dr. W. Sombart, Breslau; Dr. phil. Bruno Wille.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie durch den unterzeichneten Verlag.

Probehefte gratis und franko.

Frankfurt a. M.,
Finkenhofstrasse 21.

J. D. Sauerländers Verlag.

Aktuell!

Verlag v. Heinrich J. Naumann, Leipzig

Kaiser Otto III.

Drama von Paul Schmidt.

Lange vor dem **„Toten Löwen"** hat hier der Verfasser in dem **Sturze des Reichskanzlers Willigis von Mainz** einen welthistorischen Konflikt zwischen Kaiser und Kanzler dramatisch gestaltet. In **Eckard von Meissen** wird man die Gestalt eines geliebten Sächsischen Königs erkennen. In einem Welt- und Zeitgemälde sondergleichen ist hier die Tragödie des

Epigonentums

unserer Tage geschrieben.

Preis broschiert 2 Mark.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Die heutige Sozialdemokratie

Eine kritische Wertung ihrer wissenschaftlichen Grundlagen und eine soziologische Untersuchung ihrer prakt. Parteigestaltung von

Dr. Robert Brunhuber

Redakteur der Kölnischen Zeitung
Dozent der Handelshochschule, Köln.

Preis 2 M., geb. 2,50 M.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Schriftsteller

Bed. Verlag übernimmt Druck u. energ. Vertrieb v. Gedichten, Novellen, Romanen, Dramen etc. Trägt einen Teil der Kosten. Coulante Bedingungen. Offert. unter C. H. 65 Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.

Harmoniums der Firma **Schiedmayer**-Pianofortefabrik Hoflieferant Sr. Majestät d. Kaisers und Königs. **Berlin, Bülowstrasse 46.** Anerkannt von den ersten Musik-Autoritäten. Zuverlässigste Haus- und Kirchenorgeln von M. 180 an. Man verlange den illustrierten Katalog gratis und franko.

Schönstes Geschenk. Unentbehrlich für Raucher
sind unsere gesetzlich geschützten Importenkasten u. Schränke zum
Frischhalten von Havanna-Cigarren.
Illustrierter Katalog mit Anerkennungen aus den höchsten Kreisen gratis und franko.
Aachen-B. **Schagen & Co.**

Vertrauliche Auskünfte bei Anknüpfung neuer Verbindungen,
bei **Verheiratung** etc. über **Familien-, Vermögens-, Privat-** u. **Geschäftsverhältnisse** (auch Ausland und überseeisch) erteilen höchst **diskret, zuverlässig** u. billigst die
Auskunftei L. ROSSBERG & Co., DRESDEN-A., Marienstrasse 44c.

Eingesandt! Nicht überall ist ein gutes Gläschen Likör zu haben, und wo schon, ist es zumeist nicht billig. Nun lassen sich jedoch, was wohl vielen Lesern und Hausfrauen noch unbekannt, von Jedermann leicht die **feinsten Tafelliköre,** wie à la **Chartreuse,** à la **Bénédictine, Curaçao, Cognac, Rum, Bergamotte** etc. **selbst bereiten,** und zwar auf einfachste und billigste Weise in einer Qualität, die den **allerbesten Marken** gleichkommt. Es geschieht dies mit **Jul. Schrader's Likör-Potronen,** welche die Firma **Julius Schrader** in **Feuerbach** bei **Stuttgart 18** für ca. 90 Sorten Liköre bereitet. Jede Patrone gibt $2^1/_2$ Liter des betr. Likörs und kostet je nach Sorte nur **60—90 Pfg.** Man verlange von genannter Firma **gratis** und **franco** deren Broschüre.

Schlossbrauerei Schöneberg
Schöneberg b. Berlin W.
Telephon: Amt IX, No. 5018 und 5424.
liefert ihre vorzüglichen Biere in Flaschen und Siphons für den Familiengebrauch
30 Fl. Schlossbräu (hell) . M. 3,—
30 Fl. Kronenbräu . . . M. 3,—
30 Fl. Schöneberger Cabinet M. 3,—
Pfand pro Flasche 10 Pfg.
Die Biere sind stark eingebraut und ausserordentlich reich an Extraktivstoffen (Nährstoffen, welchen ein mässiger Alkoholgehalt gegenübersteht.

Eisbärfelle sind nicht besser aber teurer als meine Haidschnuckenfelle „Marke Eisbär"; feinste Salonteppiche, chemisch gereinigt, geruchlos, blendend weiß oder silbergrau etwa 1 □m groß 7,50 M. Vorlagen 5 und 6 M., bei 3 Stück franko. Prospekte mit Anerken. franko. **W. Heino, Lünzmühle 95** bei Schneverdingen (Lüneb. Haide).

GENESIS Das Gesetz der Zeugung
Bd. IV. Animismus u. Regeneration. Unters. über Sexual-Psychologie. 2. Aufl. Preis br. M. 4.—, geb. M. 5.—. Ausführl. Prosp. gratis u. franko. Verl. v. **Arwed Strauch, Leipzig-R.**

Magnetisiren kann Jeder, d. das Buch: Geschichte des Lebensmagnetismus und des Hypnotismus von **P. Schröder** studiert hat. Mit vielen Abb. u. Taf. 680 S. gr. 8°. Pr. brosch. M. 12,— geb. M. 14,—. Verl. v. **Arwed Strauch, Leipzig-R.**

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet, der im **Verlag** von **Greiner & Pfeiffer** in **Stuttgart** erscheinenden und von **Fritz Lienhard** herausgegebenen

Monatsblätter: Wege nach Weimar.

Ausserdem machen wir noch aufmerksam auf den Prospekt der

Weingrosshandlung Steigerwald & Schaum Bacharach am Rhein.

Diese Firma versendet an Kauflustige nach einem neuen, eigenartigen Anerbieten **Weine in ganzen Flaschen zur Probe,** die bei entsprechender Nachbestellung völlig unberechnet bleiben. Es wird dadurch Gelegenheit zu einer reichlichen kostenlosen Probe vor Bestellung geboten!

Wir bitten beiden Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Vereinigung der Rechtsfreunde

für allgemeinen Rechtsschutz G. m. b. H.

Berlin N. 24, Oranienburgerstrasse 14, dicht am Hackeschen Markt und Bahnhof Börse.

Jurist. Leitung: **Justizrat Scheda, Dr. jur. Kirchbach, Dr. jur. Moser.**

Abt. I: **Rechtssachen jeder Art, Klagen, Eingaben, Prozessvertretung etc.**
Abt. II: **Detektiv-Centrale: Beobachtungen, Ermittelungen, Creditauskünfte etc.**
Abt. III: **Incassi! Ausklagung u. Einziehung aussteh. Forderung. im In- u. Ausland.**
Ununterbroch. Sprechzeit 8½—8, Sonntags 9—1. Grundgeb. 0,75, schriftl. 1,10 M. (Briefm.)

Können Sie plaudern?

Wenn Sie lernen wollen, wie man auf eine passende, anziehende u. interessante Weise eine Unterhaltung anknüpft, wie man sich gebildet u. angenehm ausdrückt, worüber man in der Gesellschaft, bei Tafel mit dem andern Geschlecht redet, Schmeicheleien sagt, kurz ein beliebter Gesellschafter wird, dann lesen Sie das Werk: **„Die Kunst der Unterhaltung".** Pr. M. 1,80. Verf. v. bekannten Autor **Dr. C. A. Gärtner. Wendel's Verlag, Dresden 411.**

Macht der Hypnose!

Ein Lehrbuch des persönlichen Magnetismus, Hypnotismus und der Suggestion. — Sie können sich selbst u. jedermann hypnotisieren. — Sie können Ihren Einfluss auf andere geltend machen, auch ohne deren Wissen u. Willen. — Sie werden Erfolge im Geschäft, Glück u. Beliebtheit erlangen, wenn Sie obiges Werk studieren. — Erfolg garantiert. **Preis 1,60 M. Illustr. Prosp. gratis.**
Wendel's Verlag, Dresden 411.

Charakter-

Kritiken nach der **Handschrift. Brief an P. P. Liebe.** „. . . Rätselhaft ist es, wie es Ihnen gelingt, die seelischen Eigenschaften Ihnen gänzlich fremder Menschen mit wenigen markanten Strichen zu kennzeichnen. Ihre eigenartige Wissenschaft steht freilich hoch über der landesüblichen Graphologie. Die von Ihnen gezeichneten Charakter-Portraits verhalten sich zu den Erzeugnissen jener, wie die Meisterwerke eines bildenden Künstlers zu den Machwerken eines Stümpers. . . . Ihre Kunst ist durchaus Original. Sie leuchten gleichsam wie mit einem Scheinwerfer in die dunkelsten Tiefen des Seelenlebens. . . ." Auf **briefliche** Anfrage kostenlos: Broschüre und **Honorarbedingungen** für Charakter-Analysen. Adresse:

P. P. Liebe, Schriftsteller in **Augsburg.**

Unter den bekanntesten **natürlichen Mineralquellen** wie **Fachingen, Bilin, Giesshübel, Vichy u. s. w.** nimmt der **Namedy-Sprudel** einen hervorragenden Platz ein wegen der außerordentlich günstigen Zusammensetzung seiner Mineralsalze.

Hervorragendes Tafelwasser

NAMEDY

Natürliche Mineralquelle

Andernach a. Rhein.

CANNES (Süd-Frankreich) **Hotel Victoria**

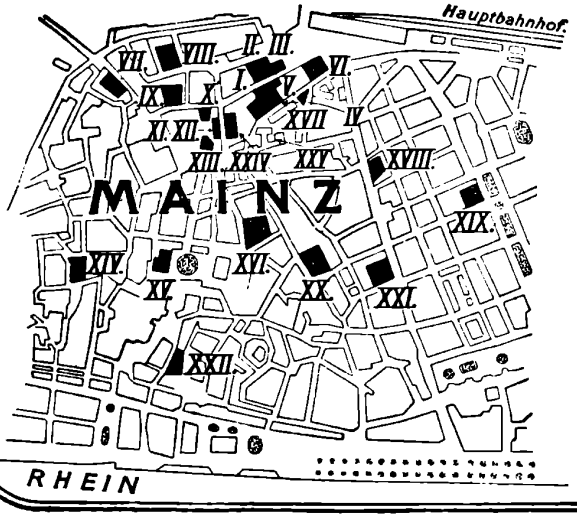
Volle Pension: 10 bis 15 Frs. per Tag. — Deutsche Betten. Nähere Auskunft per Post.

HENKELL TROCKEN
besonders alt gelagert!

Dank unserer enormen Vorräte sind wir trotz der gewaltigen Umsatz-Vermehrung stets in der Lage, nur hochentwickelten „Henkell Trocken" zu liefern.

Ausser unseren mächtigen Haus-Kellereien, die als Mainzer Sehenswürdigkeit ersten Ranges durch allerhöchste Besuche ausgezeichnet wurden, dienen gegenwärtig die 25 unten verzeichneten gemieteten Keller, von denen einige je über ½ Million Flaschen fassen, der Ablagerung unseres „Henkell Trocken" etc.

HENKELL & Co., gegr. 1832, Mainz.



1. Walpodenstrasse No. 9.
2. Walpodenstrasse No. 15.
3. Walpodenstrasse No. 19.
4. Münsterstrasse No. 5 1/10.
5. Walpodenstrasse No. 16.
6. Münsterstrasse No. 25.
7. Gaustrasse No. 10.
8. Mathildenstrasse No. 11.
9. Breitenbacherstrasse No. 13/15.
10. Breitenbacherstrasse No 12.
11. Emmerich Josephstrasse No. 22.
12. Emmerich Josephstrasse No. 28.
13. Schillerplatz No. 3.
14. Augustinerstrasse No. 55.
15. Gutenbergplatz No. 4 2/10.
16. Gymnasiumstrasse No. 8.
17. Münsterstrasse No. 2.
18. Grosse Bleiche No. 15.
19. Kaiserstrasse No. 24 1/10.
20. Emmeranstrasse No. 25.
21. Grosse Bleiche No. 46.
22. Korbgasse No. 22.
23. Weinmen. Mittelstrasse No. 10.
24. Emmerich-Josephstrasse 11.
25. Emmerich-Josephstrasse 13.

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.